

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1872)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

Schon wieder ist ein Jahr dahingeschwun-
den,
Seit Euch der Bote seinen Gruß entbot;
Ein Jahr mit guten und mit schlimmen
Stunden,
Ein Jahr des Segens und ein Jahr der
Noth.
Ein kurzes Jahr und doch im engen Rahmen
Wie viele bunte Bilder schließt es ein;
Mit Eisengriffel schrieb es seinen Namen
In der Geschichte großes Buch hinein.

Es war im Herbst; am Berg die Trau-
ben reiften,
Der Buchen Blätter rötheten sich kaum;
Zum warmen Süden schon die Schwalben
schweiften,
Und fruchtbeladen beugte sich der Baum.
Da brach, von Gottes mächt'ger Hand zer-
schlagen,
In Stücke Frankreichs stolzer Kaiserthron,
Die alte Schuld rächt sich in jenen Tagen
Und in Verbannung zog Napoleon.

Wo sonst in Frankreich Winzerlieder
klangen,
Erschallte Schlachtgetös und Todeschrein,
Der Winzer Tod kam durch das Land ge-
gangen
Und kelterte blutrothe Trauben ein.
Es klingt der Jagdruf durch die grünen
Wälder,
Die Jäger gehen aus nach Menschenblut,
Der Wind streicht über roßzerstampfte Felder,
Am Himmel strahlt verbrannter Städte Glut.

Der Winter kommt; er deckt die müde Erde
Mit Schnee, gleich einem weißen Mantel zu.
Im Boden harret das Korn, daß Frühling
werde,
Die Erde schläft in tiefer Winterruh.
Doch jenem Winter war nicht Ruh' beschieden,
Auf eis'gen Fluren tobt die Völkerschlacht,
Die Weihnacht mahnt umsonst zum ew'gen
Frieden
Und Kampfgetös dröhnt durch die heil'ge
Nacht.

Der Frühling kam durch's öde Land ge-
 zogen,
 Es sprießt in Wald und Feld, an Berg und
 Thal.
 Hell glänzt die Sonne von dem Himmels-
 bogen,
 Vergessen ist des Winters lange Qual.
 Der Frühling bringt die frohe Friedenskunde,
 Und Jubelruf die Botschaft weiter trägt;
 Und Frieden! Frieden! schallt es in die Munde
 Und tausend Herzen schlagen froh bewegt.

Doch wie im Lenz oft, wenn das Grün
 ersprossen,
 Der harte Frost die junge Saat zerstört,
 So war auch hier der Friede kaum ge-
 schlossen,
 Als schon in Zwietracht sich das Volk em-
 pört.
 Mehr als die Wunden, die der Feind ge-
 schlagen,
 Zerfleischt der Bürgerkrieg des Landes Herz;
 Paris flammt auf in jenen Schreckenstagen
 Und Frankreich klagt in bitterm Todes-
 schmerz.

Der Sommer naht; er bringt dem Land-
 mann Segen,
 Es dorrt das Heu, es reift das Korn heran;
 Heiß scheint die Sonne, milde fällt der
 Regen,
 Die Ernte füllt die weiten Scheunen an.
 Auf Frankreichs Feldern reifen farge Saaten,
 Die Samen hat der Kriegessturm verweht,
 Die Ernte muß im Leichenfeld mißrathen,
 Die Schnitter hat der Tod hinweggemäht.

Ein traurig Jahr, ein Jahr voll Blut
 und Leichen,
 Ein Jahr des Unheils für das Nachbar-
 land.
 Es ward gebeugt von schweren Schicksals-
 streichen,
 Zermalmt, zerbrochen seine starke Hand.
 Der Herr des Himmels hat es so beschlossen;
 Er strafet furchtbar Stolz und Uebermuth.
 Die Schalen seines Jornes ausgegossen,
 Bedeckten Frankreichs armes Land mit Blut.

Er mög' ein gleiches Schicksal von uns
 wenden,
 Er lehre uns in Demuth stark zu sein,
 Er schütze unsre Schweiz mit starken Hän-
 den,
 Daß wir der alten Freiheit uns erfreuen,
 Er schenke uns den theuren, goldnen Frie-
 den,
 Er spende Segen unsern Heimathgaum;
 Doch wenn auch uns der Kampf einst ist
 beschieden:
 Dann wollen wir auf Gott den Herrn ver-
 traun.

Das Gut, das unsre Väter einst er-
 worben,
 Der Freiheit Hort, der Schweizer höchstes Gut,
 Die Freiheit, der einst Winkelried gestorben,
 Wir schützen sie mit unserm Leib und Blut.
 Wenn wir die alte Treue uns bewahren,
 Die alte Ehre in der neuen Zeit:
 Dann schirmt der Herr uns in den Kriegs-
 gefahren,
 Und unsre Freiheit blüht in Ewigkeit!

Etwas über die schädlichen Insekten.

(Fortsetzung vom letzten Jahr.)

Viel weniger zahlreich und schädlich als der Maikäfer ist der kleinere, blaß gelbbraune Junikäfer, dessen Engerling auch in der Erde lebt und wie der vom Maikäfer zu vertilgen ist; den Käfer, der besonders den Johannistrieb der Bäume und Sträucher abfrisst, ebenso die blühenden Roggenähren, muß man ebenfalls am frühen Morgen sammeln. Das Rosenkäferchen, mit dunkelgrünem, metallischem Brustschild und braunen Flügeldecken ist von Rosen, Obstbäumen etc. abzuschütteln und zu vertilgen.

Die Larven der Schnellkäfer oder Schmiede, den Mehlwürmern sehr ähnlich, verzehren die Wurzeln sämtlicher Feld- und Wiesenpflanzen. Man muß den Boden öfters eggen und walzen und den Samen nicht zu tief bringen, denn diese Larven, Drahtwürmer genannt, leben mehr in der Tiefe. Namentlich leiden die Runkel- oder Zuckerrüben durch sie, dann die Gerste. Der ganz kleine Rapskäfer ist dunkelgrün oder blau, metallglänzend und greift nebst seiner Larve, die ein winziges, gelblich weißes Würmchen ist, den Raps, Rübsen und andere, besonders kreuzblüthige Gewächse an, die man am besten vor ihm schützt, wenn man für ein kräftiges Gedeihen derselben sorgt. Die Samenkäfer sind auch ganz klein, platt, von Farbe grau oder bräunlich. Sie legen ihre Eier im Frühjahr an die noch jungen Hülsen verschiedener Hülsengewächse, fressen das Mehl in den Samen, verwandeln sich in denselben in eine Puppe, aus welcher der Käfer auskriecht, welcher dann durch ein Loch im Samen sich herausfrisst. Be-

sonders verderblich ist der Erbsenkäfer, der in manchen Gegenden von Europa und Amerika schon zum Aufgeben der Erbsenkultur gezwungen hat. Er vollendet seine Entwicklung in der Regel erst, nachdem die Erbsen eingeerntet sind, wo dieselben dann vor dem Winter, wie man sagt lebendig werden und diese Käfer in Menge aus ihnen hervorkommen. Bemerkt man eine solchen Ansteckung, so muß man die Erbsen dörren; eine Hitze von 41 Grad zerstört die Keimkraft nicht, aber tödtet die Larven, und man rettet dadurch einen Theil der Erbsen und verhindert die Vermehrung dieser Käfer für das nächste Jahr. Sehr ähnlich ist der Bohnenkäfer in den Sau- und Gartenbohnen, er hat aber rothgelbe Vordersehenkel. Der ebenfalls kleine Linsenkäfer überwintert in den Linsen und legt Anfangs Mai seine Eier in die Linsenblüthen, von wo die Larven in die Hülsen und Samen eindringen, woselbst sie gegen Ende des Sommers sich in die Käfer verwandeln. Angesteckte Linsen muß man ebenfalls dörren. Andere sich hier anreihende kleine Käfer werden manchmal dem Klee, Raps, Rübsen, den Obstbäumen verderblich, doch ist der Schaden selten sehr bedeutend, wohl aber beim schwarzen Kornwurm. Man findet diesen, aus dem Morgenlande mit den Getreidearten zu uns gekommenen Käfer nie im Freien, sondern auf Getreideböden, in Mühlen, Bäckerhäusern. Er ist nicht zwei Linien lang, mit spitzigem Rüssel versehen, roth- oder dunkelbraun, die Larve ist ein kleines, weißes Würmlein. Im Mai werden die Eier gelegt, eines auf jedes Getreidekorn, denn jede Larve braucht nur ein Korn zu ihrer Nahrung und Entwicklung und ver-

zehrt den mehligten Theil des Kornes. Ende Juni oder Anfangs Juli kommen die Käfer zum Vorschein, auf manchen Kornböden oft in ungeheurer Zahl und pflanzen sich alsobald fort. Diese zweite Generation überwintert dann in Ritzen, unter Brettern zc. und pflanzt sich im nächsten Frühjahr fort; ein Weibchen legt bis 150 Eier. Man muß das Getreide auf luftigen, rein gehaltenen Speichern aufbewahren und alle Ritzen bestens verstreichen, damit der Käfer in denselben nicht überwintern kann. Im angestockten Getreide müssen die Larven und Puppen durch Hitze getödtet werden. Wenn die Käfer massenhaft erscheinen, also im Mai vor der ersten Eierlage, Anfangs Juli als zweite Generation und im September als dritte, muß man sie sammeln, indem man das Getreide in Siebe mit ganz kleinen Löchern bringt, wo die Körner nicht durchfallen, wohl aber die Käfer und diese dann in kochendem Wasser tödten. Sie sammeln sich auch gerne unter trockenen Huden, welche man ihnen als Fallen legen kann. In Schweden bewahren die Landwirthe ihr Getreide in gut verschlossenen hölzernen Kasten auf.

Dem Weinstock wird verderblich der Rebstecher, ein gold- oder kupferrother Rüsselkäfer, welcher die Herzblätter des Rebstockes verzehrt, worauf die übrigen Blätter sich zusammenrollen und verkrüppeln; die Larven leben darin, fressen die Augen (Knospen) aus und zerstören bei großer Menge den ganzen Rebstock. Man muß frühzeitig Käfer und Larven ablesen oder auf ein Tuch abschütteln und sie dann in kochendem Wasser tödten. Die Borkenkäfer thun besonders den Nadelhölzern, viel weniger den Laubhölzern Schaden,

am ersten noch der Eiche. Der schädlichste ist wohl der Fichtenborkkäfer, welcher die Saströhren der Fichten verzehrt und dadurch deren Absterben veranlaßt, was man Wurmtrockniß nennt. Der Schaden, welchen er in der Schweiz verursacht, ist selten sehr bedeutend, in anderen Ländern aber öfters wahrhaft furchtbar, z. B. in Preußen 1858, wo nach seinem Fraße 1,278,000 Klafter Holz abgestanden sind. Man soll die Fichte nicht auf zu armen Boden cultiviren, die Wälder regelmäßig durchforsten, aber die Schläge so führen, daß den Hauptwinden möglichst wenig Zugang gestattet wird, weil gebrochene Stämme besonders gerne angegriffen werden, die man deshalb schnell entfernen muß; die Rinde angegriffener Bäume soll auf dem Platz abgeschält und verbrannt werden. Die Stöcke muß man ausgraben, weil sie Brutplätze für die Käfer sind, befallene junge Stämmchen muß man zeitig ausziehen. Im Mai legt man frisch abgehauene Kiefer- und andere Holzstangen an freie Plätze des Waldes, wo sich dann bald zahlreiche Käfer sammeln, die man verbrennt.

Die sog. Erdflöhe sind ganz kleine Käfer von nur $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Linie, welche springen können und nur zu oft in außerordentlicher Zahl da sind. Die häufigste Art, der gelbstreifige Erdfloh, mit zwei gelben Streifen auf den schwarzen Flügeln, lebt besonders auf Kohl, Rettig, Senf, Kresse, deren Blätter er nebst seiner Larve zerfrisst. Größer, blaugrün metallglänzend ist der Kohlerdfloh, auf den gleichen Gewächsen; dunkelblau mit röthlichem Kopf ist der Kapserdfloh, der aber auch Rübsen und Senf angreift. Als bewährtestes Mittel gegen die namentlich bei

trockener und warmer Witterung sich ungemein vermehrenden Erbsflöhe rathet man, sie mit dem sog. Hamen, einem leinenen Sack an einem eisernen Ring mit Hülse, den man an einen Stock steckt, früh Morgens oder spät Abends wegzufangen, auch die Pflanzen öfters mit Wermuthwasser zu begießen, das man bereitet, indem man einen Eimer kochendes Wasser 12 Stunden über einer Hand voll Wermuth stehen läßt.

Die sogenannten Rauinsekten haben beißende Mundtheile wie die Käfer, aber eine unvollkommene Verwandlung; zu ihnen gehören die Heuschrecken und Werren. Im Frühjahr kommen aus den überwinterten Eiern der Heuschrecken, welche unter die Erde oder an Pflanzenstengel gelegt werden, die Larven aus, und werden im Hochsommer zu vollkommenen Insekten, indem sie immer größer werden und ihnen zuletzt Flügel wachsen. Die Heuschrecken und Grillen können mittelst der dicken Hinterschenkel springen und durch Reibung der Flügel und Schienen singen oder zirpen, am lautesten die Feld- und Hausgrille (Müheim). Sehr verderblich auf Feldern und in Gärten ist die Werre (Maulwurfsgrille, Erdkrebz, Erdwolf), fast zwei Zoll lang, röthlich braun, mit gewaltigen Grabfüßen zum Durchwühlen der Erde. Die Werre liebt besonders lockeren, sandigen, mehr trockenen Boden, kommt fast nur Nachts aus ihren Löchern hervor und verzehrt außer Pflanzenwurzeln auch unter der Erde lebende Insekten und Larven. Nach der Paarung im Juni und Juli macht das Weiblein einige Zoll unter der Erde eine Höhle mit Gängen und legt dann 200 — 300 Eier; über dem Neste ist der Boden gewöhnlich kahl, weil durch

das Abfressen der Wurzeln die Pflanzen zerstört werden. Nach drei Wochen kriechen die Jungen aus, werden bis Ende September einen Zoll lang, graben sich tiefer in die Erde und verfallen in Winterschlaf. Im nächsten Frühjahr erwachen sie und werden bis Ende Mai zum vollkommenen Insekt. Man muß im Juni und Juli an den pflanzenlosen gelblichen Stellen die Nester ausgraben und in den Gärten unter den Gängen, die man durch die aufgeworfene Erde entdeckt, Blumentöpfe eingraben, in welche die Werren stürzen, nicht wieder heraus können und dann zu tödten sind. Um die Fortpflanzungszeit kann man die Abends gleich unter der Erde singende Werre mit der Hacke herauswerfen; Maulwurf und Spizmaus fressen sie. Wenig gefährlich ist der sogenannte Warzenbeißer, die große Grasheuschrecke mit gefleckten Flügeln, welche Ende Juli ihre Eier zwischen das Gras in die Erde legt, aus denen erst im nächsten April die Jungen kommen. Nur einzeln kommt in unserm Lande die Wanderheuschrecke vor, welche in der Türkei, Südrußland u. fast alle Jahre in Massen auftritt und oft ungeheure Verwüstungen anrichtet. Die kleineren Arten der Feldheuschrecken werden etwa nur in besonders warmen und trockenen Jahren schädlich.

Die Hautflügler haben vier häutige Flügel mit wenigen Adern und eine vollkommene Verwandlung. Ihre oft verlängerte Zunge dient zum Lecken des Honigsaftes. Die Hautflügler sind für den Land- und Forstwirth, wie für den Gärtner sehr nützlich, indem sie erstlich die Befruchtung vieler Gewächse vermitteln,

welche ohne sie oft nicht erfolgen könnte, und zweitens eine Menge schädlicher Insekten zerstören, was namentlich von den schon genannten Schlupfwespen gilt, dann von den Grabwespen und auch von den Ameisen. Man soll daher die Ameisen nicht zu hart verfolgen, indem sie in der Regel nur kranke und absterbende Pflanzen angehen und der Schaden, den sie an Früchten thun, reichlich aufgewogen wird durch Vernichtung anderer schädlicher Insekten, namentlich der Baumraupen; auch dienen die Ameisenpuppen (fälschlich Ameiseneier genannt) manchen nützlichen Wald- oder Singvögeln zum Futter. Nur zwei Arten der Hautflügler werden manchmal der Landwirthschaft schädlich, nämlich die Rüben- oder Rapsblattwespe und die Halmwespe. Erstere ist drei bis vier Linien lang, Kopf und Bruststück schwarz, der Hinterleib dottergelb, die Beine sind gelb, schwarz geringelt. Das vollkommene Insekt ist unschädlich, desto verderblicher ist aber zeitweise die Larve für Raps, Rüben und Steckrüben. Sie ist graugrün mit drei dunkleren Längsstreifen über den Rücken, ganz einer Schmetterlingsraupe ähnlich, sieben bis acht Linien lang. Zuerst erscheinen diese Larven im Juni und Juli, dann von der zweiten Generation im September und October. Man soll die befallenen Felder mit Ruß bestreuen, welcher sie tödtet und vertreibt. Die Halmwespe ist leicht kenntlich an dem breiten schwarzen Kopf, dem zusammengedrückten, glänzend schwarzen, gelb bannierten Hinterleib und den gläsernen Flügeln; auch bei ihr schadet nur die Larve. Das Weibchen bohrt Ende Mai die Knoten der Roggen- und Weizenhalme an und

legt in jeden ein Ei; die Larve frisst das Innere des Halmes aus. Sie ist glänzend weiß mit gelblichem Kopf und überwintert im untersten Theil der abgestorbenen Halme, aus welchem im nächsten Frühjahr das vollkommene Insekt hervorkommt. Man rathet, das Getreide möglichst kurz abzumähen, um so viele noch nicht bis zum untersten Theil der Halme gelangte Larven im Stroh umkommen zu lassen und zugleich die Stoppeln tief umzupflügen, um die in denselben verborgenen Larven durch Fäulniß zu tödten. Einige andere Arten von Blattwespen richten zuweilen an den Nadelhölzern, namentlich der Kiefer und Rothtanne durch Abfressen der Nadeln Verwüstungen an. Man hat kein Mittel, als sie auf untergelegte Tücher abzuschütteln und zu tödten. Werden in einzelnen Fällen die Ameisen, z. B. in Gärten, gar zu lästig, so merke man sich die Nester, die man dann im Winter ausgraben, die Ameisen mit einem Klotz oder Hammer tödten und dann die Erde umher streuen kann, damit die Ueberbleibsel durch den Frost getödtet werden.

(Fortsetzung im nächsten Jahr.)

Eigenlob stinkt.

In einem Tabaksladen zu Bern lag einst zwischen den Fenstern ein schöner brauner Tabak, mit der Aufschrift versehen: Dieser Tabak lobt sich selbst. Des Gnägibauern Hannes fand Wohlgefallen an dem vielversprechenden Titel, ging hinein und kaufte sich einen Vierlig. Als er Abends nach gutem Märli wieder heimging, stopfte er

sich vergnüglich sein Pfeifchen mit dem braunen Kraute. Hans war nicht gerade verwöhnt und seine Nase mochte schon etwas erleiden, aber der Gestank von dem Tabak war ihm doch zu arg. Da wäre der ärgste Murtechabis noch gut dagegen gewesen. — Ganz ertäubt kam er am nächsten Dienstag wieder in die Stadt, um dem Krämer so recht wüßt zu sagen, daß er ein so miserables Kraut noch so rühme. „Ho, sagte der aber kaltblütig, nume hübscheli! hesch nit gläse? i ha der Tubak nit grühmt, es steit ja druff, er rühmt sich selber, und du weischt ja wohl: Eigelob stinkt!“

Räthsel.

Warum ist der Tod der beste Doktor?
Weil er nur eine Visite macht.

Vorsicht.

Ein Weinreisender erzählte neulich: Ich traf einmal unterwegs einen Kollegen, mit dem ich in einen Gasthof einkehrte. Wir bezogen ein gemeinschaftliches Zimmer; aber mit welchem Erstaunen bemerkte ich, daß er des Nachts im Bette seine Pantoffeln anbehielt und sie sogar befestigte, um sie nicht zu verlieren. Auf meine Frage, warum das geschehe, gab er mir zur Antwort: „Ich bin einmal im Traum in eine Glasscheibe getreten, und das hat mich so geschmerzt, daß ich nicht mehr barfuß schlafen mag.“

Fester Glauben.

„Warum bist du so lustig?“ fragte kürzlich ein Offizier seinen Bedienten, der mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt ein kleines Bruchchen durchslog. „Weil ich und mein Schneider einerlei Glauben haben!“ entgegnete lachend der Gefragte. — „Und was

glaubt ihr Beide?“ — „Er schreibt mir hier, er glaube, ich habe die Absicht, ihn nicht zu bezahlen, und — he, he, he — das glaub' ich auch!“ — „Wie viel bist du ihm schuldig?“ — „Drei Thaler!“ — Hier sind sie!“ sagte der Lieutenant, „ich will nicht, daß Jemand sagen sollte, du seiest bei mir und habest Schneiderschulden.“ — „Nun, hast du deinen Schneider bezahlt?“ erkundigte sich am nächsten Tage der Offizier. — „Nein, Herr Lieutenant,“ entgegnete mit sehr ernstem Kopfschütteln der Bediente, „dreier Thaler wegen ändre ich meinen Glauben nicht.“

Fataler Druckfehler.

In einer Zeitung stand jüngst unter dem Titel „Verkaufen“ die Anzeige: Ein Gutsbesitzer wünscht sein Gut zu verkaufen.

Sonne und Mond.

Zwei Leute stritten sich über den Vorzug des Mondes vor der Sonne. „Ei, sieh einmal, sagte der Eine, „der Mond ist mir lieber; denn des Nachts leuchtet er einem doch nach Hause; aber die Sonne? Die hilft mir nichts! Denn am Tage, da ist es ja ohnehin helle!“

Zeit genug.

„Geh, hol' mir ein Pfund Tabak,“ sagte ein Lieutenant zum Gefreiten auf der Wache. — „Unmöglich, Herr Lieutenant, es schlägt in zwei Minuten voll und da muß ich die Wache ablösen. — Nun, so hol' mir ein Viertelpfund, dazu wird's doch wohl noch Zeit sein.“

Amerikanische Grabschrift.

In Chicago, einer großen Stadt in den Vereinigten Staaten, steht auf dem Fried-

habe ein Leichenstein mit folgender Inschrift: „Hier liegt begraben Mary Smith; sie lebte das Leben der Tugendhaften und starb an der Cholera, weil sie im festen Vertrauen auf die ewige Seligkeit zuviel unreifes Obst gegessen hatte.“

Frommer Wunsch.

Für eine Hochzeit machte Jemand ein Gedicht. Dieses schloß mit folgenden Worten: Drum stoßet an, dem Bräutigam zu Ehren, Mög' solch' ein Tag ihm oft noch wiederkehren.

Kriegs-Chronik von 1870 — 1871.

Als der Bote im letztjährigen Kalender die Schlacht von Sedan, die Gefangennahme des Kaisers Napoleon und die Proklamirung der französischen Republik meldete, hoffte er, damit seine Kriegschronik schließen zu können. Leider war dieß nicht der Fall. Die Republik setzte den Krieg fort, den das Kaiserreich begonnen hatte. Die französischen Heere waren geschlagen und gefangen; aber neue Truppenmassen, stark an Zahl, schwach an Uebung und Disziplin, an Ordnung und Ausrüstung traten an ihre Stelle. — „Kein Fußbreit Land, kein Stein unsrer Festungen darf dem Feinde abgetreten werden!“ so lautete der Wahlspruch der Franzosen. Die Deutschen aber, in deren Händen sich mit Ausnahme einiger Festungen der ganze Nordosten Frankreichs befand, rüsteten sich zum Zuge gegen die stark befestigte, wohlbewehrte Hauptstadt der Franzosen, das prächtige Paris. — Was weiter im Kriege geschah, wird der Leser aus der Chronik ersehen.

September. 4 — 19. Vormarsch der Deutschen auf Paris.

9. Die Festung Laon ergibt sich den Deutschen; kaum aber sind diese eingerückt, so fliegt, von einem französischen Artillerie-Untersoldat angezündet, das Pulvermagazin in die Luft, zerstört die Citabelle und einen Theil der Stadt

und tödtet oder verwundet 95 Preußen und mehr als 300 französische Mobilgardisten.

13. Beim Anrücken der Deutschen verläßt ein Theil der französischen Regierung Paris und siedelt nach Tours über.

18—19. Auf dem Schlosse Ferrières finden zwischen Bismarck und dem französischen Minister Jules Favre Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen statt, die aber zu keinem Resultate führen.

19. Paris ist ringsum von den Deutschen eingeschlossen; ein Ausfall der Franzosen bei Villejuif südlich von Paris wird zurückgeschlagen; die Belagerung beginnt und Versailles wird zum Hauptquartier der deutschen Armee bestimmt.

23. Kapitulation der Festung Toul an der Mosel: 197 Kanonen, 2400 Gefangene.

28. Kapitulation der Festung Straßburg (siehe Kriegschronik v. Jahrg. 1871): 1200 Kanonen, 17,000 Gefangene.

Oktober. 7. Nach mehreren kleineren Ausfällen versucht Marschall Bazaine mit der in Metz eingeschlossenen Armee mit einem großen Ausfall durch die deutsche Armee durchzubrechen, wird aber nach langem heftigem Kampfe zurückgeworfen.

11. Schlacht bei Orléans. Um die Bildung einer französischen Armee an der Loire zu verhindern, rückt das 1. bayerische Armeekorps unter General von der Tann, von den Preußen unterstützt, gegen die Loire vor, schlägt die Franzosen am 10. bei Artenay, am 11. bei Orléans und erstürmt diese Stadt.

16. Kapitulation der Festung Soissons: 132 Kanonen, 4000 Gefangene.

22. Kapitulation der Festung Schlestadt: 120 Kanonen, 2400 Gefangene.

27. Kapitulation der Festung Metz. Nachdem Marschall Bazaine mehrmals vergeblich versucht hat, sich durch die deutsche Cernirungsarmee durchzuschlagen, sieht er sich durch den Mangel an Lebensmitteln gezwungen, Stadt und Festung Metz mit 172,000 Gefangenen und ungeheuern Waffenvorräthen den Deutschen zu übergeben.

28. Ausfall der Besatzung von Paris von Saint Denis aus gegen das Dorf Bourget, welches erst am 30. wieder von den Deutschen zurückerobert wird.

31. Die Deutschen besetzen Dijon. Nach der Capitulation von Straßburg rückt das 14. deutsche Armeecorps unter General v. Werder in's Innere Frankreichs vor, schlägt die Franzosen am 6. Oktober bei St. Remy, besetzt am 18. die Stadt Vesoul und am 31. nach siegreichen Gefechten im Thale des Dignon die Stadt Dijon.

31. Okt. — November 1. Unruhen in Paris. Die Regierung wird von der aufständischen rothen Partei auf dem Stadthause gefangen, aber schon am Morgen des 1. Nov. durch die treugebliebenen Nationalgarden wieder befreit.

Nov. 1.—7. Waffenstillstandsverhandlungen zu Versailles zwischen Bismarck und Thiers; sie bleiben wie die von Ferrières ohne Erfolg.

8. Capitulation der Festung Verdun: 136 Kanonen, 4000 Gefangene.

9.—10. Schlacht bei Orleans. Von den Franzosen unter General Aurelles de Paladine mit überlegenen Streitkräften angegriffen, sieht sich General von der Tann nach heftigem Kampfe gezwungen, Orleans zu räumen und sich nach Toury zurückzuziehen.

10. Capitulation der Festung Neu-Breisach: 100 Kanonen, 5000 Gefangene.

24. Capitulation der Festung Thionville: 200 Kanonen, 4000 Gefangene.

27. Capitulation der Festung La Fère: 70 Kanonen, 2000 Gefangene.

27. Schlacht bei Amiens. Während Werder gegen Belfort, von der Tann und Prinz Friedrich Karl gegen die Loire und der Großherzog von Mecklenburg gegen Le Mans operiren, rückt General v. Manteuffel mit dem 1. und 8. Armeecorps gegen Norden, schlägt die französische Nordarmee unter General Faunès bei Amiens und besetzt am 28. diese Stadt.

28. Schlacht bei Beaune la Rolande. Prinz Friedrich Karl schlägt die französische Loire Armee unter General Aurelles de Paladine.

30. Nach mehreren kleinern Ausfällen versucht General Ducrot mit 100,000 Mann die deutschen Linien im S.O. von Paris zu durchbrechen, wird aber nach langer, heisser Schlacht wieder über die Marne nach Paris zurückgebrängt.

Dezember 2. Gefecht bei Soigny. Die Bayern und Preußen unter dem Großherzog von Mecklenburg schlagen einen Angriff der französischen Ostarmee zurück und rücken gegen Orleans vor.

5. Nach mehrtägigen Gefechten besetzen die Deutschen ohne Sturm Orleans zum zweiten Male. 77 Geschütze, 4 Kanonenboote, 10,000 Gefangene.

5 — 12. Die französische Ostarmee unter Chanzy zieht sich unter beständigen Gefechten mit wechselndem Erfolg und tapferm Widerstand leistend über Beaugency nach Blois und Tours zurück.

12. Capitulation der Festung Pfalzburg. 65 Geschütze, 1900 Gefangene.

14. Capitulation der Festung Montmedy. 65 Geschütze, 3000 Gefangene.

18. Gefecht bei Nuits. Das preussisch-badische Corps des Generals v. Werder vertreibt nach hartem Kampfe die Franzosen unter General Gremer.

21. Ausfall der Pariser-Besatzung gegen Bourget, das von den Franzosen genommen, aber bald von den Deutschen zurückerobert wird.

23. Schlacht an der O'Hallu bei Amiens. Die erste deutsche Armee unter General Manteuffel schlägt die französische Nordarmee unter General Faidherbe.

29. Nach langem Artilleriekampf besetzen die Deutschen die vorgeschobenen Festungswerke des Mont Avron, östlich von Paris, die von den Franzosen aufgegeben worden waren.

1871. Januar 2. Capitulation der Festung Mezières. 106 Geschütze, 2000 Gefangene.

2 — 3. Schlacht bei Bapaume. Trotz tapferer Angriffe vermag die französische Nordarmee die Stellung der Deutschen nicht zu erschüttern und zieht sich gegen Arras und Douai zurück.

5. Die kleine Festung Rocroy wird durch einen Handstreich genommen.

6—7. Rückzugsgesichte der Franzosen gegen den Prinzen Friedrich Karl in der Gegend von Vendôme und Le Mans.

8. Die Deutschen stürmen das Dorf Dancourt bei Belfort.

9. Gefecht bei Villersezel. General v. Werder schlägt einen Theil der französischen Ostarmee.

12. Nach blutigen Gefechten besetzen die Deutschen Le Mans. Die französische Armee zieht sich getheilt gegen Laval und Alençon zurück.

13 — 14. Ausfälle aus Paris gegen Le Bourget, Meudon und Clamart; ohne Erfolg.

15 — 17. General Bourbaki sucht mit der Ostarmee die Stellung Werders bei Montbéliard zu durchbrechen und Belfort zu entsetzen, wird aber nach langem Kampfe zurückgeworfen.

19. Schlacht bei St. Quentin. General v. Goben besiegt die französische Nordarmee und besetzt die Stadt. Starker Ausfall aus Paris vom Mont Valérien aus; ohne Erfolg.

21 — 22. Die Deutschen eröffnen die Laufgräben gegen das Fort Berches bei Belfort.

25. Capitulation der Festung Longwy. 200 Geschütze, 4000 Gefangene.

26. Rückzug Bourbakis gegen Besançon.

28. Capitulation der Stadt Paris, unterzeichnet von Graf Bismarck und Jules Favre. Dreiwöchentlicher Waffenstillstand, von dem aber Belfort und die französische Ostarmee ausgeschlossen bleiben. Die Deutschen besetzen die Forts von Paris und die Pariser Armee wird kriegsgefangen.

29 — 31. Rückzugsgesichte der Armee Bourbaki's auf dem Marsch gegen die Schweizergrenze.

Februar 1. Die französische Ostarmee unter General Clinchant über die Schweizergrenze gedrängt, wird 85,000 Mann stark laut Convention der Generale Herzog und Clinchant von den Schweizertruppen bei Verrières und Jougne entwaffnet und in der Schweiz internirt.

16. Nachdem mehrere Forts von den Deutschen erobert worden sind, capitulirt die Festung Belfort nach langem, tapferen Widerstande und ihre Besatzung erhält freien Abzug.

26. Die Friedenspräliminarien werden unterzeichnet.

März 1. 3000 Deutsche rücken in den westlichen Theil von Paris ein und beziehen für 2 Tage Quartier.

2. Die Friedensverhandlungen werden genehmigt. Frankreich tritt an Deutschland Deutsch-Lothringen mit Metz und Elsaß mit Ausnahme von Belfort ab und verpflichtet sich in Zeit von 5 Jahren eine Kriegskontribution von 5 Milliarden zu bezahlen; bis diese Summe bezahlt ist, bleiben einzelne Theile des Landes von den Deutschen besetzt. Der Friede mit dem äußeren Feinde ist geschlossen; aber bald erheben sich die innern Feinde und das unglückliche Land wird durch Bürgerkrieg zerrissen; das Nähere darüber findet der geneigte Leser in der Fortsetzung der Kriegs- und Friedenschronik.

Die Wüste Sahara.

Ein Jude erzählte einem Andern: „Als ich bin gewesen in Afrika, was mich hat gekostet viel Geld, hab ich auch gesehen die große Wüste Sah'ra!“ „Gotts Wunder, was for a Geschrei, erwiederte der Andere, geh ich nach Haus, seh ich an mein Frau, seh ich auch die wüste Sahra und kost mir gar nix.“

Ein Berliner Stuger

ließ sich ein Paar Stiefeln anfertigen, doch der Schuster brachte sie demselben erst einige Tage später. „Wie könnt Ihr,“ fragte darauf Jener, „drei Tage an einem einzigen Paar Stiefeln zubringen? Bedenkt doch, daß der liebe Gott die ganze Welt in 6 Tagen gemacht hat.“ — „Na, sie ist auch danach, die Welt!“ antwortete kaltblütig der Schuster.

Kurioses Mitleid.

In einem Kantone der Schweiz, der Bote sagt nicht wo, gibt es Thäler, wo die Leute fast alle Kröpfe haben, den schönsten Tauben zum Trotz. Vor ein paar Jahren nun kam durch ein Dorf eines solchen Thales ein Reisender mit sauberem glattem Hals. So etwas hatte man im Dorfe noch nie gesehen und alle Kinder liefen dem Reisenden nach, zeigten mit den Fingern nach ihm und riefen einstimmig: eh! dä het kei Chropf! dä het kei Chropf! Schweigt, Kinder, meinte aber ein altes Mütterchen! verspottet den armen Menschen nicht. Er kann ja nichts dafür, daß er keinen Kropf hat. Seid ihr froh, daß ihr alle eure gesunden Glieder habt!

Aus der Rekrutenschule.

Instruktor: Nu, Breitenegger, us was macht me s'Pulver!
 Rekrut: Us Salpeter, Kohle und Schwefel.
 Instruktor: Gut, für was ist Schwefel derby?
 Rekrut: He, daß es stinkt.

Sicheres Treffen.

„Aber, Herr Nachbar, man sieht Sie ja gar nicht mehr in der Stadt! — Sind Sie denn ein Einsiedler geworden, oder fehlt es am Pedal?“ — „Keines von Beiden, allein man trifft im Städtchen selten Gesellschaft und da warte ich immer bis Viehmarkt ist; da trifft man seine Kollegen am besten.“

Ein Reisender war ertrunken. Ein Freund von ihm, welcher in einer Gesellschaft die erste Nachricht von seinem Tode

erhielt, holte einen tiefen Seufzer, indem er sagte: „Gott hab ihn selig, er ist den Weg alles Fleisches gegangen.“ — „Nein“, sagte ein Anderer, welcher neben ihm stand, „wenn er ertrunken ist, so ist er den Weg aller Fische gegangen.“

Eine Frau von 60 heirathete einen jungen Mann von 25 Jahren. Der Prediger, der dies Paar trauen sollte, wählte die Textesworte: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.“

Ein Bezirksbeamter, der durch seine Grobheit verüchtigt war, schrie unlängst über einen Bauern hin: „Alle Bauern sind Flegel!“ „Ja, Herr D—!“ erwiderte der Bauer; „aber nicht alle Flegel sind Bauern!“

„Helf' Euch Gott!“ sagte der Nefse zum Oheim. — „Dummer Junge, es war kein Niesen, sondern es war mein alter Husten.“ „Nun, so helfe Euch Gott nicht, lieber Oheim.“

Ein Pfarrer hatte sich gewöhnt, jedesmal mit dem Glockenschlage der Uhr, die in der Kirche hing, seinen Vortrag abzuschließen, selbst wenn es der Zusammenhang nicht zu gestatten schien, und seine vielgebrauchte Schlussformel war: „Dazu verhilf uns lieber Herrgott, Amen!“ — Als er einst von Haman predigte, schilderte er sein Verhalten und dessen Erfolge. „Was war aber sein Lohn?“ rief er eben pathetisch aus, — „der Galgen!“ Eben ertönte die Ubrglocke. Sogleich faltete der Prediger die Hände und rief: „Dazu verhilf uns, lieber Herrgott, Amen, Amen!“

In einer Gesellschaft unterhielt man sich von zwei Brüdern. Da sagte Jemand: „Beide Brüder sehen einander täuschend ähnlich.“ Eine Dame aber setzte hinzu: „Aber ganz besonders der Ältere.“

In der kleinen Stadt A. hatte man den Boden des Rathhauses, seiner geeigneten Lage wegen, zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Nach mancherlei Beschädigungen, die er erlitt und die Niemand vergüten wollte, entbrannte der Bürgermeister darüber in Zorn und rief im heiligen Eifer aus: „Daß Euch doch — so will ich denn auch von nun an keinen Menschen mehr aufhängen lassen, als die — Rathsherren!“

Aus der Internirten-Zeit.

(Mit Abbildung.)

Im Bären zu Schönewyl gieng es hoch her. Die Gäste drängten sich in der niedrigen braungetäfelten Gaststube, als ob heute Märzt oder Tanzsonntag wäre. Die muntere Wirthstochter Nenneli hatte mit dem Stubenmädchen alle Hände voll zu thun, um den Durstigen hier und dort die verlangten Schoppen oder Halben zu bringen und wenn sie auch sonst wie üblich der Gastig gerne das Wort gönnte, heute fuhr sie herum wie ein Surrbeji und gab links und rechts mügen Bescheid.

Märzt oder Tanzsonntag war es nicht; etwas ganz Anderes hatte die Schönewyler am heiligen Werkstage in den Bären getrieben. Man erwartete heute die Franzosen, die in Schönewyl internirt werden sollten, ein paar Hundert Mann von der französischen Ost-Armee, die wie bekannt von den Preußen über die Grenze gedrängt und von den Schweizern entwaffnet worden war.

Es war meistens jüngeres Volk, das im

Bären hinter den Tischen saß; aber so hinten der Wand nach trank auch manch altes Mannli im Stillen seinen Schoppen, das der Gwunder aus seinem Gitzgraben nach Schönewyl herabgetrieben hatte. Freilich wollte es keiner Wort haben, daß er der Franzosen wegen gekommen sei: der hatte zum Behdoctor gewollt und jener zum Menschendoctor; der hatte beim Schmied zu thun gehabt und dieser hatte nothwendig mit dem Krämer reden müssen und nur ganz zufällig, versteht sich, hatten sie sich im Bären zusammengefunden.

Ganz zu hinterst in der Ecke saß fast allein an einem Tische ein junger, stattlicher Mann in grauer Mülklerkleidung; ein hübscher Bursche, hoch und stark gewachsen, mit wettergebräuntem Gesicht, dem ein dunkelbrauner Schnauz gar wohl anstand.

Aber so hübsch und freundlich sein Gesicht auch sonst aussehen mochte und so gut es vielleicht den Meitschene von Schönewyl gefiel, heute sah es finster und sauer aus, als wäre der gute Lacote, der auf dem Tische stand, Merliger Schattseite von einem verfehlten Jahrgang gewesen.

Es mußte ihn heute Etwas apartig stark in die Nase gestochen haben; denn sonst war Christen, der einzige Sohn des Müllers im Ghengraben, der stattliche Kanonierkorporal, ein gar lustiger Bursche, bei allen Anlässen Hans oben im Dorf und bei den jungen Burschen nicht weniger beliebt, als bei den Mädchen, von denen wohl manches im Stillen dachte, es gäbe keine üble Müllerin für die Ghenmühle ab. Heute war Christen müd und mürrisch in den Bären gekommen, hatte kaum gedankt, wenn ihm Einer das Glas brachte und hatte sich von seinen Kameraden weg in die hinterste Ecke gesetzt, um dort ungestört seine Läufe zu verwerthen.

Der Zorn macht durstig, das ist allbekannt. Der erste Schoppen war bald geleert und ungeduldig klopfte Christen nach einem neuen. Aber der Lacote hatte sein Gesicht nicht heiterer gemacht; es sah noch immer aus wie sieben Tag Regenwetter. — Gh pfi d'Schinter, Christe, wie luegst du dry, tönte es da plötzlich hinter

ihm; es war Nenneli, die ihm seinen Schoppen brachte und nun mit schalkhaft blickenden Augen den Trübseligen musterte. I darf der gwüss der Wy nit so ane stelle, er wird ja suur, wenn d'ne so aluegst. Het der wieder einisch der Hagel i d'Halme g'schlage? Het di s'Vifette, das tüners Täschli, wieder ertäubt? La doch das Rifeli fabre, es triibt doch nume Gspäß mit dir. — I ha numen es Schöppli b'stellt, schnauzte Christen; dy guete Rath manglen'i einstwyle no nit; wenn I ne de nöthig ha, will i ne de apartig b'stelle.

Nume hübscheli, Christen! erwiderte Nenneli unerschrocken, während es ganz eigenthümlich um seine Mundwinkel wetterleuchtete; nume nit so prüßisch! B'rede wird doch öppe no erlaubt sy, u Recht han'i doch u wenn di ds'Vifette mit syr Tüfelfüchtigi ertäubt het, su vermah ni mi desse nüt. U jeg los, es chunt . . . Sie chöme, sie chöme! tönte es da plötzlich mit hellen Stimmen von der Straße herauf. Nenneli wurde in seinem schönen Zuspruche unterbrochen und Alles machte sich hinaus an den Weg, der von der Bahn in's Dorf führt. Der Himmel war grau und trüb; eine scharfe Bise legte über die Felder. Auf der Straße kam ein Zug daher, wie ihn Schönewyl noch nie gesehen hatte und will's Gott auch nie mehr sehen wird. Voraus marschirte eine Abtheilung Schweizermilitär, handfeste Reservisten, nicht mehr ganz leichtfüßig, aber solid und kräftig. Ihnen folgte in langen Reihen die Masse der internirten Franzosen, müde und marod, in abgerissenen Kleidern und bösem Schuhwerk. Da schritt ernsthaft ein alter, grauer Kürassier einher, in seinem langen, rothen Reitermantel fast graufig anzusehen. Dort sah man die braunen oder schwarzen Gesichtser der Turcos mit rollenden Augen und weißen Zähnen. Hier schimmerten die rothen Hosen der Linien Soldaten; dort zogen mühselig ein paar dunkelblaue Mobilen des Weges dahin. Die Leute sahen zwar armfelig und müde aus; doch merkte man ihnen schon an, daß sie ein paar Tage an gutem Futter gestanden hatten und Mancher von ihnen fieng schon an, das Schnäuzchen fed zu drehen und gar glustige Blicke auf die Mädchenschaar zu

werfen, die dem Bären gegenüber aus des Krämers Laden dem Buge zuschaute. Besonders viele Blicke richteten sich auf ein stattliches großes Mädchen mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, das zuvorderst stand und die festen Grüße und Blicke der Franzosen gar nicht ungnädig aufzunehmen schien. Es war dies des Haldenbauers ältere Tochter Visebeth, seit sie aus dem Welschlande zurück war lieber Vifette genannt; gerade das Täschli, vor dem Nenneli seinen Vetter Christen so dringlich zu warnen angefangen hatte.

Für heute war der Spektakel vorbei; die Franzosen wurden in die Kirche geführt und konnten es sich da auf Heu und Stroh für die Nacht bequem machen. Das neugierige Volk verlief sich; einige wieder dem Bären zu, andere nach Hause. Zu diesen gehörte auch Christen; er hatte bis zum Gengraben noch einen ordentlichen Weg vor sich und in den Bären mochte er heute nicht mehr; Nennelis Worte ärgerten und plagten ihn noch immer, um so mehr als er selbst gestehen mußte, es habe eigentlich Recht, die Vifette sei, wie sie auch heute bei den Franzosen gezeigt, ein eitles, gefallsüchtiges Ding, das hoffärtigere Pläne im Kopfe habe, als Gengmüllerin zu werden.

Christen war, wie schon gesagt, der einzige Sohn des Müllers im Gengraben. Die Mühle war gut gelegen, hatte Wasser genug und an Rundschaft mangelte es ihr nicht. Das Land, welches dazu gehörte, war abträglich und groß genug, um schon für sich ein ordentliches Heimethli vorzustellen. Christen war ein hübscher Bursche, lustig, aber gerade kein Wirthshaushock, kein Spieler und kein Trinker; mit den Mädchen neckte er sich gern und war gern bei ihnen gesehen; aber doch war er nicht Einer von denen, die jeder Schürze nachlaufen. Kurzum er war ein Bursche, der den Eltern wie den Jungen gar wohl anständig sein konnte und kein Wunder war es, wenn es rings um Schönewyl nicht manche Mutter mit heirathsfähigen Töchtern gab, die nicht mit beiden Händen zugegriffen hätte, wenn Christen ihrem Meischi nur den kleinen Finger hätte geben wollen. Aber da steckte gerade der Hacken! Christen

tanzte und scherzte wohl mit den Mädchen und erschien auch hie und da unter einem Fenster; aber anbeißen wollte er noch nirgends. Ihm sei es noch lang wohl in seiner ledigen Haut, meinte er, und gut Ding müße Weile haben; es habe es schon Mancher bereut, daß er mit dem Wyben zu stark preßirt; den heutigen Meitschenen sei nicht mehr über den Haß zu trauen; eine Frau für nume in's Hinterstübli und an den Märten herumzufahren, begehre er nicht; er manne eine, die selbst Hand anlege und Haus und Mühle in Ordnung zu halten wisse, und der Gattig Bauernstöchter seien anfangs wohl dünn gesät. Lang hatte man geglaubt, er gehe seinem Bäschen, dem Nenneli vom Bären nach; die beiden waren zusammen aufgewachsen und zusammen unterwiesen worden und auch nachher noch sah man Nenneli und Christen viel bei einander; sie konnten es gut mit einander, wie zwei Geschwister; neckten und plagten sich auch wohl und Nenneli genirte sich auch gar nicht, dem Better Christen hie und da tüchtig den Text zu lesen, wie wir es gesehen haben. Alte Schwägbasen und Blaundersaschen, deren es in Schönewyl gerade so gut gibt, wie z' Bern und z' Constantinopel, hatten freilich schon manchmal gemeint, d' Sach sei richtig und es werde wohl bald an's Verkünden gehen. Um so mehr war daher ganz Schönewyl erstaunt, als es kurzum hieß, Nenneli sei Braut und zwar nicht die Christens, sondern die seines besten Freundes, des Weggers von Munstorf.

Da war's also wieder nichts mit Christen und manche Mutter fing auf's Neue an Pläne zu schmieden und manches Mädchen sah sich schon in Gedanken als behäbige Müllerin in der schönen Ghenmühle sitzen. Daß Christen etwa ledig bleiben wolle, kam weder Müttern noch Töchtern in den Sinn; in die Ghenmühle gehörte eine wahrschafte Müllerin, so gut wie das Tüpfli auf's J.

Unrecht hatten sie nicht; es fiel Christen gar nicht ein, ein alter Knabe werden zu wollen, und an Lust zum Heirathen fehlte es ihm durchaus nicht. Aber wen? das war die Frage. Daß man dem Sohn des Ghenmüllers gern überall die Thüre aufgethan hätte, wußte er wohl;

aber er konnte sich nicht entschließen und wußte nie recht, welche ihm eigentlich am besten gefiel. Gab wie ihm die Mutter, die ihren Christen nicht gern ledig sah, zusprach und ein hübsches und reiches Mädchen nach dem andern empfahl, Christen machte nie Ernst und wenn man heute meinte, es sei richtig mit Hubelbauern's Mädi, so tanzte er morgen den ganzen Abend mit Breneli vom Grünacker.

Endlich aber schien der Fisch, der so manchem Bährli und so manchem Angelhaken entwischt war, doch angebissen zu haben. Die gute alte Mutter hatte die Augen zugethan, ohne ihren Christen versorgt gesehen zu haben, und die Ghenmühle mangelte eine tüchtige Müllerin, die zur Sache sah. Hinter Schönewyl, etwas abseits vom Wege, stand ein stattliches Bauernhaus in Mitten grüner Matten und fetter Aecker, ein altes Haus, aber sauber und wohlgehalten mit hellen und blinkenden Fenstern, aus denen blühende Meisenstöcke gar freundlich blickten. Da wohnte der Haldebauer mit seinen beiden Töchtern, dem Eisebethli, das wir beim Einzug der Franzosen beim Krämer gesehen haben, und dem Röseli. Der Hof war keiner von den größten, aber abträglich, in gutem Stande und schuldenfrei; die Mädchen waren hübsch und sauber, und wie man sagte, arbeitsam. An jungen Burtschen fehlte es daher nicht, die gerne Haldebauer geworden wären. Besonders Eisebethli oder Eisetze, wie sie sich lieber nennen hörte, die ältere Tochter, gefiel Vielen wohl; sie war ein schönes großes Mädchen mit schwarzem Haar und glitzerigen Augen, die sie gerne auf das junge Mannenvolk spielen ließ; ein stattliches Meitschi, dem es an Märten und Tanzsonntagen an Schreiß nicht fehlte; immer sauber und schmuck, wie aus einem Druckli heraus. Auch im Welschland war es gewesen und konnte französisch plappern trotz einem welschen Weinreisenden. Röseli, die jüngere Tochter schien weniger in die Augen; es war stiller und besinnlicher; im Welschland war es nicht gewesen; nicht als ob man es ihm nicht auch gegönnt hätte; aber gerade als es hatte verreisen wollen, war die Mutter bettlägerig

geworden, und Röseli mußte dableiben, um nach ihr und dem Hauswesen zu sehen; die hoffärtige Lisette hätte eine schlechte Krankenpflegerin abgegeben und der Hof wäre auch nicht gut mit ihr versorgt gewesen.

Röseli blieb gern. Dem Welschland fragte es nicht viel nach. Was eine rechte Bäuerin zu wissen braucht, hatte es in der guten Dorfschule genugsam gelernt. Es verstand es, Haus und Hof ohne viel Lärm und Fast in Ordnung zu halten. Die Mutter starb und Röseli mußte nun vollends auf dem Haldenhofe die Bäuerin machen. Wenn Lisette am Schatten saß und öpfe häckelte und dazu eine schrecklich rührende Geschichte von der Barbara Urbik oder von Isabella von Spanien las, mußte Röseli den Pflanzplätzen nach, Knechte und Mägde in Ordnung halten, kurz überall zum Rechten sehen; der Vater war nämlich schon alt und seit dem Tode der Mutter kümmerte er sich nicht mehr viel um den Hof; nur dem Vieh- und Fruchthandel fragte er noch nach.

Der Haldenbauer war Christens Götli und galt als der beste Kopfkenner weit und breit; so hatte Christen, der gern mit Rössen handelte, Vorwand genug, um sich auf dem Haldenhof häufig einzustellen. Daß er aber mehr den Mädchen, als den Rössen zu lieb herkam, war bald kein Geheimniß mehr und Christen selbst spürte es am besten. Nur eins war fatal! Er wußte nicht, welche von Beiden ihm besser gefiel. Lisette mit ihren schwarzen, glitzerigen Augen und ihrer weißen Haut war ein viel stattlicheres Mädchen, als das bescheidene, sonnengebräunte Röseli, und wenn Christen eine Frau zum Staat gemangelt hätte, so wäre er mit ihr prächtig versorgt gewesen. Aber so sehr ihm Lisette gefiel, es war kurios, so wohl, wie wenn Röseli in der Nähe war, ward ihm doch nicht und alles Plappern und Häckeln der schönen Lisette gefiel ihm nicht, so wie Röselis stilles Ordnen und Walten in Haus und Hof. — Daß die beiden Mädchen wohl wußten, wie es mit Christen stand, versteht sich von selbst; denn wo gäbe es ein Meitschi landauf landab, das nicht, sobald es

nur die Kinderschuhe ein wenig abgetrappet hat, in dem Kapitel besser zu Hause ist, als mancher Professor trotz der Brille auf der Nase in seiner Wissenschaft. Lisette sah Christen nicht ungern und Chennmüllerin zu werden, hätte sich ihr nicht übel geschickt, so wenig sie es Wort haben wollte; aber daneben war sie launisch und wetterwendisch und sah auch anderes junges Mannenvolk gern. So lockte sie Christen bald an, bald wieder ertäubte sie ihn durch ihre Launen und ihre Eitelkeit, und wenn er einmal glaubte, jetzt sei die Sache richtig, so ward sie auf einmal schnippisch gegen ihn, nahm ihr Album hervor, das sie aus der Pension mitgebracht hatte und sah mit verliebten Augen eine Photographie an, die ihr ein unternehmender Weinreisender, dem das hübsche, frisch aufblühende Mädchen so gut gefiel, wie der Haldenhof, geschenkt hatte. So war es auch an dem Tage gewesen, an dem wir Christen so taub und finster im Bären gesehen haben. Lisette hatte ihn wieder einmal recht tüchtig geplagt und den Weinreisenden gerühmt, daß die Schwarzen krachten. Aber wie das Mannenvolk einmal ist, gerade diese Launenhaftigkeit, dieses Anlocken und Abstoßen, band Christen nur noch fester an Lisette, und wenn er auch zehnmal schwur, er wolle dem eiteln Täschli kein Wort mehr gönnen, und Röseli sei doch die rechte Frau für ihn, so kam er doch eilfmal wieder zurück, um sich von neuem abstoßen zu lassen. Wie es dem stillen Röseli dabei ums Herz war, darum kümmerte er sich nicht. Röseli konnte nicht schön thun wie Lisette, und die Liebe, die es für Christen schon seit langer Zeit hegte, verschloß es tief im wunden Herzen. So ging die Sache hin und her, und Christen wäre vielleicht noch heute zu keiner Frau gekommen, wenn ihm nicht die Franzosen dazu verholfen hätten. — Seinen Aerger hatte Christen bald wieder verwerthet, und als er aus dem Bären wieder in der Chennmühle angelangt war, stand ihm Lisettes Bild wieder so hell vor Augen wie vorher, und Kennelis warnende Worte waren eben zum einen Ohr ein, zum andern wieder ausgeflogen; diese

Woche noch müsse es richtig werden, schwur er zum wer weiß wie vielten Mal.

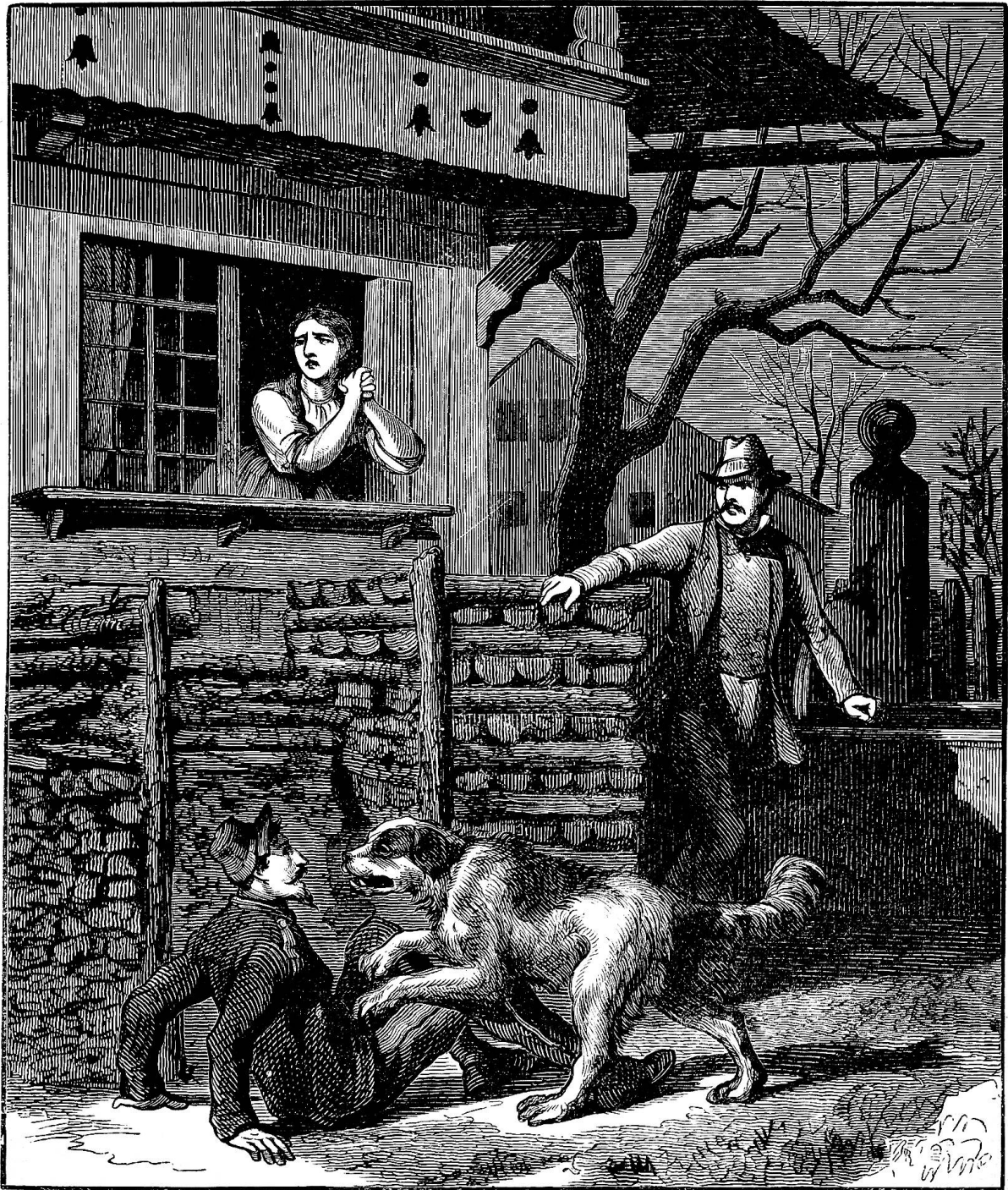
Aber die Woche verging und die nächste auch, ohne daß Christen sein Wort wahr gemacht hätte. In Schönewyl war Alles mit den Franzosen beschäftigt, und Jung und Alt hatte alle Hände voll zu thun, den armen, freilich ungebetenen Gästen, mit Speis und Trank, Kleidung und Schuhwerk beizuspringen. Daß da Lisette, die so fertig französisch plappern konnte, in erster Linie stand, versteht sich von selbst. Deppe mit Arbeiten, mit Kochen, Waschen und Flicken für die Franzosen, wie Köseli, gab es sich nicht stark ab. Aber es mußte gut mit den Leuten zu verkehren, auch hie und da Auskunft zu geben über dies und das und manchem alten Muetti, das schwer beladen herkam, den Franzosen etwas zu bringen, diente es als Dolmetsch. Französisch Reden ist in Schönewyl nicht stark im Schwang; um so mehr bewunderte man deshalb Lisette, die trotz Pfarrer, Schulmeister und Dokter so fertig französisch plappern konnte und ganz Schönewyl war ihres Lobes voll. Auch Christen wäre mit dem Lobe ganz einverstanden gewesen, wenn nur Lisette gegen ihn ebenso freundlich gewesen, wie gegen die Franzosen. Aber da fehlte es eben.

Gegen Christen ward Lisette von Tag zu Tag unfreundlicher und kälter und gönnte ihm kaum noch das Wort. Die festen gewandten Franzosen waren halt doch ganz andere Leute als Christen, der ihm in einem halben Jahre nicht so viel Komplimente zu machen verstand, wie so ein Franzos in einer halben Stunde. Ganz besonders einer der Internirten, ein junges hübsches Bürschchen aus Südfrankreich, mit funkelnden Augen und fest gedrehtem Schnäuzchen konnte es Lisette gar wohl. Er konnte so einschmeichelnd und doch so feurig reden, so verliebt sie anblicken, so zärtlich ihre Hand fassen, daß es ihr vorkam, als spiele sie selbst die Hauptrolle in einer ihrer rührenden Liebesgeschichten. Und wenn er gar erst den Schnauz drehte und erzählte, was für Heldenthaten er im Krieg verrichtet, wie viel Preußen er todtgeschossen und aufgespießt habe,

und wie die tapfern Mobilgardisten nur durch Verrath über die Grenze gebracht worden seien, während sie eigentlich überall und immer gesiegt hätten, dann klopfte Lisettens Herz ganz bang und doch wieder freudig, daß sie einen solchen Held, einen solchen Kriegermann, gegen den eigentlich Rud. v. Erlach und Winkelried nur Schnuderbueben seien, zum Schatz habe.

Die Sache war richtig; die hübsche Lisette war der Schatz des windigen Mobilgardisten geworden. Er hatte ihr so viel Schönes vorge schwagt, daß ihr eitles Köpfchen, ohnedieß vom Romanlesen überspannt, ganz sturm wurde, und sie ihm ohne weiters glaubte, wenn er rühmte, was für ein Schloß er habe, der Bundespalast zu Bern sei nur ein Taunerhäuschen dagegen, und wie er sie als seine Frau in dies Schloß führen wolle, und sie die Reichste und Vornehmste sein müsse landauf landab.

Gut Nacht Christen! Ein Mädchen, das solche Dinge im Kopfe hat, denkt nicht daran, Ehenmüllerin zu werden. Christen war bald vergessen und Lisettens Kopf und Herz nur noch mit dem charmanten Wachtmeister der Mobilgardisten und seinem schönen Schlosse angefüllt. Gegen Christen wurde sie unfreundlich und kalt und sah ihn über die Achsel an; desto freundlicher aber wurde sie gegen ihren schönen Hippolyte, den Mobilgardisten, zu freundlich, so freundlich, daß man im Dorfe schon Manches munkelte, was einem Mädchen nicht gerade zur Ehre gereichte. Aber wie das manchmal so geht, der, den die Sache am meisten anging, merkte am längsten nichts davon. Christen war das Kokettiren und das launenhafte Wesen seines ungetreuen Schatzchens schon so gewohnt, daß es ihm gar nicht einfiel, nach einer besondern Ursache dafür zu suchen; auf das Munkeln im Dorfe achtete er nicht und Köselis stilleres Wesen, wehmüthigen Blicke, mit denen es ihn oft ansah, als ob es etwas schweres auf dem Herzen habe, bemerkte er nicht. Nur das bemerkte er, daß Lisette noch nie so lange andauernd unfreundlich gegen ihn gewesen war, und er fand, es sei Zeit, dem Dinge einmal ein Ende zu



Aus der Internirten-Zeit. (Zu S. 18.)

probiren. — Dem Französlì aber sollte die Sache doch nicht geschenkt sein; das litt schon der Schönewylser-Stolz nicht; den jungen Burschen durfte kein so windiges Französchchen in's Gehege kommen. Christen lockte seinen Bärì heran, schlang den Lederriemen seines Steckens fester um die rechte Hand und wartete geduldig im Schatten vor Lisettens Fenster. Der Brunnen plätscherte und in den blattlosen Zweigen der Bäume rauschte der Wind. Die Nacht war still und wie ein Traumgesicht stieg vor Christens geistigem Auge das Bild der Eymühle auf mit Röseli als Müllerin und einem hübschen Tschüppeli flachshaariger, rothbäckiger Kinder. Wie lange er so mit offenen Augen träumte, wußte er selber nicht. Plötzlich schlug Bärì leise an; das Fenster oben öffnete sich, noch ein letzter langer Kuß und der Mobilgardist schwang sich auf die Scheiterbeige und hinunter. Adieu, mon coeur! rief er leise zu Lisette hinauf, die dem geliebten Hippolyte so lange als möglich nachsehen wollte. Adieu, mon

Jaß, Bärì! tönte es aber da auf einmal mit ganz anderer Stimme dazwischen und ehe der tapfere Mobilgardist es sich versah, lag er schon am Boden und Bärì stand über ihm, mit den weißen Zähnen seiner Kehle gar gefährlich nah. Sacré tonnerre, knirschte leise der Franzose. Herr Leses! schrie oben Lisette, die mit tödlichem Schreck dem plötzlichen Ueberfall zugeesehen hatte. Den Stoß in der Hand trat Christen kaltblütig aus dem Schatten hervor. La lugg, Bärì! das gehorsame Thier gehorchte und der stämmige Christen nahm den windigen Mobilen wie ein Kindlein auf die Arme. So du Donners Grasaff, wosch z'Schönewyl cho filte? meinte er; wart Bürschli, dir wei mer d'Hiß vertrybe, und plumpß warf er den unglücklichen Hippolyte, der sich vor Furcht kaum zu rühren wagte, in den Brunnen-trog hinein, um ihn nachher recht gründlich mit seinem Stecken wieder zu „trochnen“. Der Franzose wäre wohl schlecht weggekommen, denn Christen war so recht in der Laune, allem Aerger, den er in der letzten Zeit gehabt hatte, durch eine tüchtige Brüglete Luft

zu machen. Plötzlich aber legte sich eine Hand leise auf seine Schulter. La ne la ga, Christe, flüsterte Röseli, die, von der Schwester Jammergeschrei geweckt, herabgekommen war; la ne fih la ga, er het guue, daß ers Umecho vergißt. Thues is nit z'leid und mach, daß d'Sach unter d'Vüt chunt? La ne ga! —

Es kam Christen hart an, dem Wunsche Röselis zu entsprechen; er war gerade so recht im Zug gewesen, doch gab er nach und ließ den unglückseligen Moblot laufen, aber nicht ohne ihm vorher noch einen tüchtigen Tritt auf den unehrlichen Theil des Rückens gegeben zu haben. Da lauf, Franzos! Dir z'lieb will i ne la laufe, sagte er, und kehrte sich zu Röseli um, wenn scho dà Donner und z'Lisette no meh verdient hätte. Aber du mußt mir jeh o öppis z'lieb thue. Es Müntschì hani emel wohl verdient und jeh chum und gib mer eis! Daß Röseli sich sperzte und wehrte, daß es weder von einem Müntschì etwas wissen wollte, noch davon, daß es Eymüllerin werden solle, versteht sich von selbst, und wenn Christen sich nicht ein wenig auf die Mädchen verstanden hätte, so hätte er vielleicht gar geglaubt, in aller Form einen Korb erhalten zu haben. Muß aber mit dem Korb nicht so böß gewesen sein, denn schon am nächsten Freitag wanderten Christen und Röseli in trauter Eintracht dem Pfarrhause zu, um das Hochzeit anzugeben, und schon seit ein paar Monaten sitzt Röseli als stattliche Müllerin auf der Eymühle, wie sie Christen an jenem Abend im Traumgesicht gesehen. Der tapfere Moblot zeigte sich nicht mehr auf dem Haldenhof; als der Friede geschlossen war, zog er nach Frankreich heim und Lisette hat weder von ihm noch von seinem Schlosse je wieder etwas gehört. Einsam sitzt sie auf dem Haldenhof, den jungen Burschen war die Sache doch so halb und halb bekannt geworden und keiner wollte mehr etwas vom Franzoselisi wissen. Nun diesen Sommer geht sie in's Bad, ob auf den Gurnigel oder in den Heustrich oder sonst wohin, weiß ich nicht. Wer weiß, ob sie nicht da ihren schönen Weinreisenden wieder trifft, der vielleicht nicht so

eigelig ist wie die Burschen von Schönewhl, und es mit ein paar Kostflecken an der alten Liebe nicht so genau nimmt.

Pariser Marktpreise während der Belagerung.

Daß die Belagerung einer Stadt für die Einwohner derselben nicht gerade ein lustiges Ding ist, kann sich der geneigte Leser wohl vorstellen, vollends nun bei einer ungeheuren Stadt wie Paris, die in friedlichen Zeiten täglich für mehr als 2 Millionen Lebensmittel vom Lande beziehen muß. Da ist in manchem sonst hablichen Hause Schmalhans Küchenmeister geworden und es gehörte jedenfalls ein wohlgefüllter Geldbeutel dazu, um Preise zu bezahlen, wie sie die nachstehende, durchaus wahre Preisliste aufweist. Es kosteten nämlich während der Belagerung in Paris:

	Fr.	Rp.
1 Pfd. Speck	25.	—
1 " Schinken	50.	—
1 " frische Butter	60.	—
1 " gesalzene Butter	50.	—
1 " Olivenöl	30.	—
1 " Pferdewurst	8.	—
1 " Pferdekopf	6.	—
1 " Schweine- und Ochsenwurst	12.	—
ein frisches Ei	3.	—
ein Huhn	50.	—
eine Gans	150.	—
eine Boullarde	60.	—
ein Hahn	70.	—
ein Truthahn	190.	—
eine Taube	18.	—
ein Hase	8.	—
ein Sperling	1.	—
ein Hase	80.	—
ein Kaninchen	60.	—
ein Schafhirn	6.	—
eine Kaze	25.	—
eine Ratte	3.	—
Hasenpastete à 1 Pfd.	75.	—

	Fr.	Rp.
Geflügelpastete à 1 Pfd.	50.	—
Schweins- und Rindspastete à 1 Pfd.	30.	—
Pferdefilet-Pastete à 1 Pfd.	25.	—
Gewöhl. Büchsen-Sardellen à 1 Pfd.	15.	—
1 Pfd. conservirtes Ochsenfleisch	20.	—
eine Büchse conservirte Erbsen	8.	—
eine Schachtel conserv. grüne Bohnen	8.	—
ein Litre dörre Bohnen	8.	—
ein Blumenkohl	15.	—
eine gelbe Rübe	3.	—
ein Pfd. Kohlraben	8.	—
ein gewöhnlicher Kohl	18.	—
eine Steckrübe	2.	50
eine Sellerie	2.	50
ein Pfd. Champignons	6.	—
ein Pfd. Pferdegelatine	8.	—
ein Scheffel Zwiebeln	80.	—
eine Schalotte	1.	—
ein Knoblauch	70.	—
ein Lauch	2.	—
ein Scheffel Kartoffeln	50.	—
25 Pfund Holz	12.	—
25 Pfund Steinkohlen	15.	—
ein Scheffel Holzkohlen	6.	—
ein Hektoliter Coaks	18.	—
(vor der Belagerung Fr. 1. 80.)		
1 Pfd. Zucker	2.	—
1 " Honig	12.	—
1 " Chocolate	5.	—
1 " Reis	2.	—
1 " Schweizerkäse	30.	—
1 " Schiffszwieback	1.	50
1 " Bouillon in Schachtel	1.	—
1 " Bouillon aus Knochen	2.	50
1 " Suppenfett (Unschlitt)	4.	—

Die höchste Zeit.

In einer sächsischen Stadt war vor einigen Jahren eines Nachts Feuer ausgebrochen und der übliche Feuerlärm von den Thürmen und Nachtwächtern hatte die Bewohnerschaft aus dem ersten Schläse aufgeschreckt. An einem Hause, in welchem der Agent einer

größeren außerdeutschen Versicherungsgesellschaft wohnte, wurde heftig geläutet und auf die erschreckte Frage: Wer da? ertönte die ängstliche, von einer weiblichen Stimme ausgestoßene Gegenfrage: „Wohnt hier der Agent F.?“ Die Thür wurde geöffnet und eilig polterte eine Frau die Treppen herauf, um Angesichts des erstaunten Agenten in die Worte auszubrechen: „Ach, Herr F., bei uns brennts, ich wollte nur gleich noch versichern!“

Wetterbeobachtung.

„He Hans, stand uf!“ sagte Gritt zu seinem Mann, „gang lueg was es für Wetter wot gä!“, Hans stand auf, schlafsturm tappte er in der dunklen Stube umher, machte auf und streckte den Kopf hinaus. „Nu Hans, was ist für Wetter?“ fragte Gritt ungeduldig. „Kurius,“ erwiderte Hans kopfschüttelnd, „stockfeister u schmöckt na Zieger.“

Er hatte in seiner Schlafstürmi den Kopf in den Kuchischast anstatt zum Fenster hinaus gesteckt.

In einer Dorfspitze wurden Wunderdinge von dem Guano erzählt. Ein Bertheidiger desselben äußerte: „Man wird bald den Dünger für ein ganzes Feld in eine Westentasche stecken können!“ — „Ja,“ entgegnete ein Bauer, „und die Ernte in die andere Westentasche!“

Vor Gericht.

Vor gerichtlicher Audienz stehen Peter als Beklagter und Hans als Zeuge. Gerichtspräsident: „Hans, Ihr heit also g'hört, daß Peter gseit het, mir Richter und Advokate syge alli Spizhube?“ Hans: „Ja, Herr Präsident u er het sogar gseit, er wells schriftlich gä.“ G.: „Heit er echs schriftlich la gä?“ „Nei, mir hei ihms süst glaubt.“

Guete Chrumm ist nit um.

Dem Naripeter auf dem Gnäpperhof war sein Marei gestorben. Daß der Witwer darob sehr betrübt gewesen sei, können wir just nicht melden. War der Naripeter hundsähig und drehte jeden Centime dreimal um, eh er ihn ausgab, so war Marei eine böse Here, ein wahres Reibeisen gewesen und gute Worte gab es um einen Fünfer blutwenig. Item es war nun gestorben; Naripeter sagte: He nu so de! und dachte im Stillen, jetzt müsse sein Marei doch einmal Frieden halten und könne nicht das letzte Wort haben. Daß es in einem Hause nie Frieden geben kann, wo der Geiz das Regiment führt, dachte er nicht; er meinte halt auch, an ihm sei der Fehler nicht gelegen, nur Marei sei so ein Utüfel gewesen und wenn er sich chummlich ein Englein in schwarzer Zipselkappe und mit einer halbleinenen Rutte hätte vorstellen können, so hätte er sich schier für ein solches gehalten. Das Pfarrdorf war weit; der Gnäpperhof lag abseits und ein holpriger Karrweg, bergauf, bergab führte zum Kirchhof, wo Marei begraben werden sollte. Verwandte hatten weder Peter noch Marei in der Gegend, Kinder auch nicht; so gab es eine gar kümmerliche Gräbt; es hätte auch Naripeter bitter gerent, wenn es anders gewesen wäre. Der Sarg wurde auf ein Wägelchen gelegt, Peter und sein Knecht setzten sich dazu und fort gieng es dem Kirchhof zu. Der Weg war böß; der Regen hatte ihn ausgewaschen und die schweren Wagen der Holzfuhreute tiefe Furchen gegraben. Zwischen dem Gnäpperhof und Gittigen ist ein großer Stuz die nächste Straße; ein Seitenweg hätte weit links um geführt. So fuhr denn Peter mit seinem Wägel den holprigen Stuz hinunter; plötzlich schaute das Roß vor einem Schwarm Krähen, der krächzend vor ihm aufzog; das

Hinterrad gerieth in eine tiefe Furre; das Wägeli schlug um und Marei's Sarg rollte polternd und frachend den Abhang hinunter. Fluchend sprang Peter ihm nach; aber auf einmal ward er still und käseweiß. Der Deckel des Sarges war gesprengt und bleich aber munter saß Marei darin, mit verwunderten Augen den zersprungenen Sarg, das gestürzte Wägeli und den Maripeter anschauend, der, wenn ihm die Knie nicht so geschlottert hätten, gern bis ans Ende der Welt gesprungen wäre. Marei war nur scheinodt gewesen und der jähe Fall aus dem Wagen und das Hinunterrollen des Sarges hatten es aus seinem todähnlichen Schlummer wiedergeweckt. Peter wußte nicht, war es Marei's Geist, der vor ihm saß oder sonst ein Ungeheuer und erst als Marei mit seiner räsen Stimme ihn anschnauzte: „Nu, du d..... Narr! hest gmeint i sygi gestorbe? was machst de' für Auge wie ne Stier; gseh mach, daß mer hei chöme!“ erst da merkte er, daß Marei wirklich mit Fleisch und Bein vor ihm saß. — Er fragte hinter den Ohren, machte gute Miene zum bösen Spiel und führte seine todte glaubte Marei kleinlaut wieder auf den Gnäpperhof zurück. Nicht für lang; Marei war krank; was sie geweckt hatte, war auch nicht gerade das beste Mittel zur Besserung gewesen und nach ein paar Wochen lag Marei wieder im Sarge, diesmal wirklich todt und Peter fuhr wieder Gittigen zu. Da wo der Seitenweg links abgeht, oben am Stuz zog Peter auf einmal stark hüst an. „Mit nit, Peter,“ meinte der Knecht; mer fahre dä wäg um, s'ist emel e halb Stund witer, weder dure Stuz ab. Peter erwiderte nichts; nur noch fester faßte er das Leitsseil und erst als das Wägeli sicher auf dem Seitenwege rollte, sagte er: „E guete

Chrumm ist nit um; z'lest mal ist mer dert am Stuz ds Marei wieder erwachet; der Tüfel ist e Schelm; i wott's lieber nit no einisch rischiere.“

Ein guter Rath.

In den englischen Gerichtshöfen ist es gebräuchlich, daß denjenigen Verklagten, welche keinen Vertheidiger haben, ein solcher vom Gerichte beigegeben wird. Kürzlich erschien vor dem Kriminalgericht ein Mann, der beschuldigt war, einen Schinken gestohlen zu haben und da er ohne Rechtsbeistand war, ersuchte der Präsident einen gegenwärtigen Advokaten, sich des Bellagten anzunehmen, mit ihm zu konferiren und ihm dann den für sein Interesse besten Rath zu ertheilen. Advokat und Client entfernten sich und zwanzig Minuten hernach erscheint der Advokat ohne seinen Schutzbefohlenen. „Wo ist der Gefangene?“ ruft der Präsident. „Er hat sich entfernt,“ entgegnete mit der größten Ruhe der Gefragte. „Der Herr Präsident sagte mir, ihm den für seine Sache besten Rath zu ertheilen, und da er mir aufrichtig gestand, daß er schuldig sei, so konnte ich ihm sicher keinen bessern Rath geben, als sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, was er auch sofort mit Freuden gethan hat.“

Genügsamkeit.

Rueget, sagte der dicke Lammwirth von Nütigen zu einem Bekannten, i bi geng zfriede, i bruche für mi fast nüt. Deype am Morge am sechsi es Gaffee mit Rösti u Weggli, am zächni es Schöppli und es paar Hammeschnittli derzue; z'Mittag nime ni nie

meh als Suppe, Rindsfleisch und Röch, e chli Bratiss u Salat, e Mehlsphys u öppen e Fläsche oder zwo; wen'i de nachher no z'Bieri gno ha, man'is guet verlyde bis zum Nachtesse u dür en Abe nime ni mit es paar Gütterli vom mehessere vorlieb; me muß halt o mit wenigem chönne z'riede sy.

Ein Neger

war so fest davon überzeugt, daß es die Bestimmung des Schwarzen sei, für Andere zu arbeiten, daß ihm der Gedanke an ein Leben nach dem Tode sehr gleichgültig war, weil, wie er sagte: „sie die Neger im Himmel eben so gut arbeiten lassen würden, wie hier auf Erden.“ — Ein Geistlicher suchte ihm diese Gedanken auszureden und stellte ihm vor, daß im Himmel gar keine Arbeit für ihn sei. „Oh, Massa,“ erwiderte der Schwarze, „das weiß ich besser, wenn sie wirklich im Himmel für Schwarze nichts zu thun haben, so lassen sie sie die Wolken schieben, blos damit sie arbeiten sollen.“

Warnung.

In einem der Wiener Hotels liest man folgende gedruckte Bitte: „Jeder Gast wird ersucht, mit den Aufwärterinnen auf der Treppe nicht freundlich zu sein, weil auf diese Weise zu viel Tafelgeschirr zerbrochen wird.“

Ein Pariser Zahnarzt machte unlängst bekannt, daß er ausgezeichnet schöne und zu Neujaars- oder Geburtstagsgeschenken passende Zähne vorrätzig habe.

Kuriose Wohnung.

Ein Schneider zeigte unlängst seine Wohnungsveränderung auf folgende Art an: „Ich wohne gegenwärtig mir gegenüber.“

Bestimmung.

„Es ist ein Kreuz mit dir, Lumpesami, daß Du Dich auch gar nicht änderst; fortwährend bist Du der übelberüchtigste, händelsüchtigste, kurzum der schlechteste Bursche im ganzen Amt.“ „Verzeiht, Herr Regierungsstatthalter, jeder Mensch hat seine Bestimmung — und einer muß der schlechteste sein.“

Der Bärenmuß.

(Mit einer Abbildung.)

„Vater, warum hey sie z'Bern nume „schwarzi Bären im Bäregrabe und keiner „wyßi?“ fragte unser junger Freund, der seit letztem Kalenderjahr wieder um eine ganze Schulklasse hinauf gerückt war. „Ja! — „warum nit gar noch Leuen und Affe, wie du „eine bist — schnauzte der Vater — heßt „gmeint der Bäregrabe syg e Thierhütte? — „und sie heyge z'Bern obe ds ganz Jahr „Märit — gell, wil dir d'Großmutter geng „öppis hey chramet, wenn sie dohe gsy isch?“ — Da sah der Junge verschämt vor sich nieder und sagte kleinlaut, er sei doch nicht so dumm, allein es habe ihn gewundert und weil Er, der Vater, alles wisse, so habe er gedacht, „frage chost nüt“ — heig der Schulmeister gseht. — „Sett er gseht! erwiederte der „Vater, dä weiß bald meh weder üser eis — „aber miera! su trinkit us und rumit ab, de „wey mer öppe luege.“

Nun ward flink das Abendessen vollendet und bald saß die ganze Familie erwartungsvoll um den sauberen Tisch, oben an der Vater mit einer frischgestopften Pfeife im Mund, neben ihm die Mutter mit dem Jüngsten auf

der Schooß und dann eine ganze Orgelspelfe von Kindern rings herum bis wieder zum Vater hinauf, neben dem der Älteste saß, der gefragt hatte. Da begann der Vater mit der Frage: was ein Kanton sei? — eine Frage sei die andere werth und wenn er ihm das sagen könne, so wolle er dann die seinige auch beantworten. Da berichtete der Knabe: ein Kanton sei in der Schweiz ein Landestheil, wie in andern Ländern eine Provinz, oder ein Departement und es gäbe ihrer XXII, worauf er anfing sie der Reihe nach aufzuzählen: Zürich, Bern, Luzern, Uri u. s. w. — Da schrie aber einer der jüngern Buben dazwischen: „Über u de d' Bäre? Vater!“ — daß ihm die Mutter plötzlich die Hand auf den Mund hielt und es gar wunderbar tönte. Der Vater aber sagte: „Du heßt Recht Edwardli, mir wäre bald i d's Schulmeisterei ine cho“ — und fieng nun die Geschichte der Bären im Bärengraben folgendermaßen an:

Vor längst vergangenen Zeiten gehörte der ganze Kanton Bern und noch viel mehr dazu einem gar mächtigen Herrn, der sich Herzog Berchtold V. von Zähringen nannte. Der ließ anno 1191, da wo jetzt Bern steht, rings um sein Jagdschloß herum, das Nidegg hieß, weil es auf der niedersten Ecke stand, über der Aare, die wie ein offener „Rätsch“ darum geht, eine Stadt bauen und gab ihr den Namen des ersten Thieres, das man erlegte, als man den dortigen Wald ausreutete und die letzte Jagd hielt. Und das war ein schwarzer Bär, und daß man seither Bern mit einem e, anstatt mit einem ä schreibt, daran sind die „Schryber“ Schuld, nicht ich. — Als nun die Stadt Bern erbaut war bis hinauf zum „Zytglocken“ und, nebst einigen Schloßherren aus der Nachbarschaft, von vielen wackeren Bürgern und Handwerksleuten bewohnt, die

in Frieden und Eintracht zusammen ihr Gemeinwesen besorgten und sich durch gewerblichen Fleiß und durch Tapferkeit bereits Achtung ringsum erworben hatten, da ließen sie eine Fahne machen von weißem Tuch und darauf das Bild des schwarzen Bären, von dem ihre Stadt den Namen trug, darauf nähen und nannten diese Fahne „Stadtbanner“ und den, dem sie anvertraut wurde und der sie bei ihren kriegerischen Auszügen auch tragen mußte, „Benner.“

Nun gab es, seit dem Tode des Erbauers von Bern und noch nicht volle hundert Jahre danach, noch einen andern großmächtigen Herrn im Lande, dem das ganze Aargau gehörte und das Thurgau und Schwabenland und noch mehr gegen Sonnenaufgang, der sich Herzog Rudolf von Oesterreich nannte, aber kein Liebhaber war von freien Gemeinden, die nichts nach seiner Herrschaft fragten. Dieser war darum auch dem jungen, zu Macht und Wohlstand aufblühenden Bern neidig und gehässig und zog einst in einem schönen Frühling als man anno 1289 zählte, mit seinen Kriegsknechten und vielen vornehmen Herren und Rittern aus dem Aargau und Schwabenland unangemeldet vor Bern, um es zu überrumpeln und zu zerstören. Er fieng an das Stadtvieh in der Schooßhalbe weg zu treiben und Hütten in Brand zu stecken, um die Berner aus der Stadt heraus zu locken. Das gelang ihm auch nur zu gut, denn kaum hatte man in Bern davon vernommen, so zog auch sogleich ein Zug muthiger Männer, das Banner mit dem Bärenmuth voran, nach der Schooßhalbe hinauf und fieng an mit seinen Hellebarden unter die Ritter einzuhaufen. Da sie aber zu wenig waren, so wurden sie vom Feinde umringt, sammt ihrem

Berner mit seinen langen Speeren niedergestochen und das Stadtbanner erobert und zerrissen. Unterdessen hatte man aber drinnen in der Stadt Sturm geblasen, alles was sich wehren konnte gesammelt, und denen, die sich draußen noch tapfer wehrten, zu Hülfe geschickt. Da wandte sich bald das Blatt: die Berner wurden Meister, eroberten ihr Banner wieder, erschlugen manchen vornehmen Herrn und herzoglichen Ritter, der noch lange nicht an den Tod gedacht hatte und jagten den räuberischen Herzog selbst mit dem Rest seiner Bande wieder dem Aargau zu.

Als nun aber die Berner wieder in die Stadt zurückkehrten, mit ihrem zerrissenen Banner, da war nebst der Siegesfreude auch große Trauer um so manchen erschlagenen Vater oder Sohn und Bruder, die nicht heimgekommen waren, sondern draußen an der Schoofshalbe in ihrem Blute lagen. Darum wollten sie auch nichts von ihrem bisherigen weißen Banner mehr wissen, sondern ließen ein blutrothes, mit einer gelben, aufsteigenden Straße machen, darin der schwarze Bär mit gehobener Tazze und offenem Rachen empor schreitet, zum ewigen Gedächtniß, daß sie an der Schoofshalbe mit ihrem und ihrer Feinde Blut ihre Freiheit erkämpft haben. Und dieses Sinnbild auf dem neuen Stadtbanner von Bern verblieb von da an auch im Bernerwappen unverändert bis auf den heutigen Tag.

Bismarck,

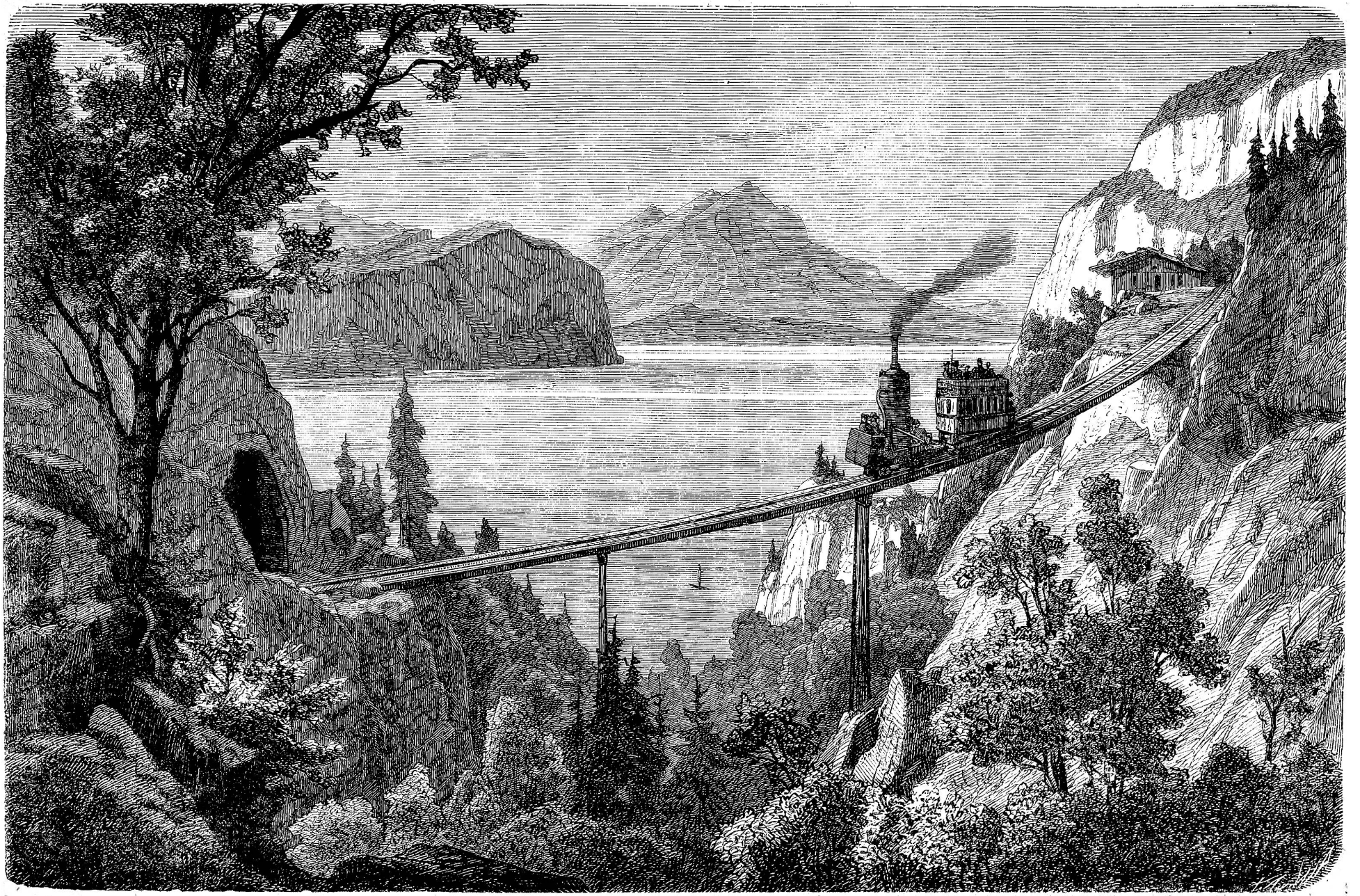
so erzählt man sich in Berlin, hatte zu den Friedensunterhandlungen mit Jules Favre den jüdischen Panquier Bleichröder von Berlin mitgenommen, um bei der Entschädigungsfrage einen Finanzmann an der Hand zu haben. 5 Milliarden sollten die Franzosen für ihre Rheingelüste bezahlen; es war ein theures Vergnügen und wenn Herr Jules Favre dazu kein gar vergnügtes Gesicht machte, kann man es ihm gerade nicht verübeln. Aber 5 Milliarden! sagte er zu Bismarck. Wissen Excellenz eigentlich auch, wie viel das ist? Wenn einer bei Christi Geburt zu zählen angefangen hätte und seither an Einem fort immer gezählt und gezählt, er hätte es noch nicht auf eine Milliarde gebracht! Beruhigen Sie sich, fiel ihm da Bismarck ins Wort; daß es mit dem neuen Testament nicht geht, weiß ich wohl; ich habe mir deshalb auch, und hierbei wies er auf Bleichröder, gleich Jemand aus dem alten Testament zum Zählen mitgebracht.

Gute Antwort.

In einer engen Laube in Bern begegneten sich einst ein dicker stattlicher Herr und ein Oberländerbäuerlein. Beide wollten ausweichen, aber leider beide nach der gleichen Seite und als sie es links probirten, wars wieder dasselbe. Dem Herrn, der ungeduldiger Art war, schoß schnell das Blut in den Kopf. Er stellte den Stock zu Boden und pflanzte sich wie eine Fluh daneben: Machtet, daß der düre chömet! schnauzte er; so emene Flegel gangen't nit ussem Weg! Aber i wohl, liebe Herr! sagte schlaue lächelnd das Bäuerlein und trat höflich auf die Seite.



Die Bärenjagd des Herzogs Berchtold von Zähringen. (Zu S. 24.)



Die Rigi-Eisenbahn.



Der Uebertritt der franz. Ostarmee auf Schweizergebiet bei Verrieres.

G'haue oder g'stoche ?

Vor langen Jahren, als es auf dem Thuner- und Brienzensee noch keine Dampfschiffe gab, fuhr einst ein hochmöglicher Berner-Rathsherr mit einem kleinen Schiffchen nach Gunten und um etwas zu thun zu haben, griff er nach dem Steuerruder; aber damit wollte es nicht recht gehen; der Herr verstand die Sache nicht und das Schifflein fuhr kreuz und quer bis endlich der Fährmann mit schlaunzwickendem Blicke dem Rathsherrn das Steuer- ruder abnahm und ihm dafür das Ziehruder gab, mit den Worten: I gseh scho, die Herre vo Bern cheu besser zieh wann stüre!

Ein Lehrer der Physik examinierte seine Schüler und fragte unter Anderm, was Wärme und Kälte für Eigenschaften haben. Der Schüler antwortete ganz richtig: „Kälte zieht zusammen und Wärme dehnt aus.“ Der Lehrer verlangte nun vom Schüler, solches durch ein Beispiel zu beweisen. Hierauf erwiederte der Letztere: „Im Winter sind die Tage kurz und im Sommer sind sie lang.“

Nutzen der Schulden.

Bei New-Orleans in Nord-Amerika standen ein paar Leute am Ufer des Mississippi-Stromes und sahen wie von der andern Seite her ein Boot mit zwei Männern dahergefahren kam. Plötzlich schlug das Boot um; die beiden Männer fielen in den Strom und rangen mit der reißenden Fluth. 50 Dollars Belohnung dem, der mir dort den Rothhaarigen rettet! rief da plötzlich ein alter Yankee. Ein Neger war gleich bereit, sprang in den Strom und brachte den Rothhaarigen mit vieler Mühe und Anstrengung glücklich ans Land; der andere, dem keine Hülfe gebracht wurde, sank

unter und ertrank. — Das ist schön von Ihnen Mr. Doolittle, sagte ein Anwesender zu dem Yankee, daß sie dem Manne zu seiner Rettung verholfen haben; ist es ein Verwandter oder ein Freund von Ihnen? Keins von Beiden; erwiederte kaltblütig der Amerikaner, indem er ein Stück Kautaback in den Mund schob; aber er ist mir 500 Dollars schuldig und da habe ich eben die 50 an ihn gewagt.

Die Nigibahn.

(Mit einer Abbildung.)

Vor zweihundert Jahren und mehr war es ein böses Reisen im Schweizerlande so gut wie in ganz Europa. Die Straßen waren schmal und schlecht, bergauf bergab, holprig und steinig. An steilen Stellen mußten die Wagen wohl gar mit dem Haspel in die Höhe gezogen werden, wie der Name des Haspelgäßli bei Bern noch jetzt andeutet. Unsicher war es auch; so stark auch die Tugen des Berner Bären waren, dem Raubgesindel, das Weg und Steg unsicher machte, mochten sie nicht immer Meister werden und manche Straße im Wald wußte vielleicht ein Lied von Raub und Mord zu erzählen. Wer damals von Bern nach Basel oder Zürich wollte, der ging nur wohlbewaffnet auf die Reise und machte vorher sein Testament; die Fahrt dauerte fast eine Woche und wer mit vier bis fünf Tagen davon kam, meinte er sei schnell gefahren, schneller als heutzutage ein Auswanderer zu fahren meint, wenn er in 10 Tagen von Havre oder Liverpool aus New-York erreicht. Wer damals prophezeit hätte, nach zweihundert Jahren werde man per Dampf auf den Nigi fahren, der wäre im besten Falle als Narr verlacht worden und wie Salomon de Gans, der Erfinder der Dampfmaschine, im Irrenhaus gestorben, vielleicht aber auch als Zauberer und Hegenmeister auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Hundert Jahre vergingen, aber mit dem Reisen und mit den Straßen besserte es sich nicht viel. Wohl wurde hie und da ein Fahrweg in den Felsen gesprengt, ein Saumpfad eingehauen und stattliche Alleen verkündeten die Nähe der Städte. Aber im Großen und Ganzen war es immer noch ein böß' Reisen und von Touristen, wie sie heutzutage in ganzen Immen ins Land geflogen kommen, wußte man noch wenig.

Noch einmal hundert Jahre sind verflossen. Breite bequeme Straßen, möglichst eben angelegt, durchziehen das Land die Kreuz und Quer; selbst über die Alpenjoche, wo sonst zaghaft der Säumer mit schwerbeladenen Rossen und Maulthierern den tosenden Bergbächen nach seinen schmalen Pfad suchte, führen Kunststraßen, auf denen die Posten schellenklingend und rasselnd dahinfahren. Eine Reise nach Paris oder Wien gibt heute weniger Anlaß zu Besorgniß und Angst, als einst die Fahrt nach Aarau oder Lugern und man entschließt sich schneller nach New-York oder Alexandrien zu reisen, als einst nach Basel oder St. Gallen. Die Eisenbahnen durchkreuzen mit ihren eisernen Schienen die flachern Lande und schon gilt es, dem Choli durch den St. Gotthard einen Weg nach Italien zu bahnen.

Der Gotthard-Choli mag immerhin noch ein paar Jahre warten; ein Loch durch einen harten Felsberg wird nicht von heute auf morgen gegraben. Aber die Berge hinauf klettert schon jetzt die Lokomotive; von Vignau zum Rigi führt seit dem Sommer 1871 eine Bergseisenbahn, so gut wie zwischen Italien und Frankreich die Mont-Genis-Linie.

Daß der Rigi ein berühmter und vielbesuchter Berg ist, braucht der Boie seinen geneigten Lesern nicht erst zu berichten. Stolz erhebt er sich zwischen dem Vierwaldstätter- und dem Zuger-See und von seinem höchsten Gipfel, dem Kulm, schweift das Auge weithin über das Schweizerland bis zu den fernen Bergen des Schwarzwaldes und der Vogesen. Gegen Mittag erheben sich in dichtgedrängter Reihe die gewaltigen Schneeriesen der Alpen und die grünen Weiden ihrer Vorberge und 15 blaue

Seen blinken aus der Tiefe herauf. Es gibt darum auch in unserm ganzen schönen Lande keinen Punkt, der so oft von Reisenden besucht wird, wie der Rigi und an schönen Sommertagen kann man oft ganze Wallfahrtszüge von Touristen den Berg hinanpilgern sehen, um dem Rigi ihre Aufwartung zu machen. Zu Fuß und zu Pferd, im Tragsessel und wohl gar auf dem Rücken der Führer zieht die buntschneeflockige Menge den Rigi-Wirthshäusern zu.

Vergaul zu gehen ist für manche Leute nicht ganz leicht und bequem; wenn die Sonne so recht heiß vom blauen Himmel herabbrennt, kostet die Rigibesteigung, so leicht sie ist, doch Schweiß genug. Dazu kommt, daß es nicht gerade angenehm ist, sich mit dem Troß der Führer und Pferdeknechte herumzuzanken und daß das zudringliche Betteln unter dieser oder jener Form auf dem Rigi gerade so stark im Schwange ist, wie in gewissen Thälern unseres Oberlandes. Wer Weg und Steg auch ohne Führer zu finden weiß, wer leicht Gepäck, gute Weine und einen ordentlichen Blasbalg hat, der geht immer noch am besten zu Fuß; für die Andern aber, die eben unter den Rigitreisenden die Mehrzahl bilden, sorgt jetzt die Eisenbahn, die von Vignau bis zum Staffel scharf ansteigend, durch Wald und Weide, Fels und Thal, über Brücken und durch Tunnel hinaufführt.

Vignau, die untere Endstation der neuen Linie, war bis vor wenigen Jahren ein stilles, wenig besuchtes Dörfchen am Ufer des Vierwaldstättersees, in milder Lage, von stattlichen Nußbäumen, Edelkastanien und frei wachsenden Feigenbäumen umrahmt. Im Sommer 1870, als der Bote mit einigen Freunden auf einer kleinen Bergreise dort vorbeikam, war die Bahn gerade im Bau und es versteht sich von selbst, daß er die Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, den merkwürdigen Bau aus der Nähe anzusehen. Das Dampfboot führte ihn von Weggried hinüber. Der Bahnhof zu Vignau bestand damals nur aus einer Bretterhütte; aber die Schienen waren gelegt bis zum Tunnel, der damals gerade durch die harte Nagelfluh getrieben wurde. Abgesehen von der starken Steigung, die gleich hinter dem Dorfe beginnt,

sah die Linie ungefähr aus, wie jede andere auch. Nur lagen statt zwei drei Geleise auf den Schwellen; die beiden äußeren gewöhnliche ziemlich schmale Schienen für die Seitenräder, die mittlere dagegen eine starke Bahnstange aus Schmiedeeisen mit Rähnen aus Gußstahl. Die Lokomotive stand gerade auf der Linie, um einen Transport Schwellen hinauf zu führen. Ein kurioses Ding, das einem gewöhnlichen Choli wenig ähnlich sah. Der Dampfkessel liegt nicht wie sonst, sondern steht aufrecht; auf ebenem Boden steht er schief zurück, beim Ansteigen dagegen senkrecht. Ein starkes Kammrad in der Mitte der Lokomotive greift in die Rähne der Mittelschiene ein. Dem Voten kam es vor, das Ding sehe recht solid und Zutrauen erweckend aus und als der Zug sich zur Abfahrt anschickte, bat er um die Erlaubniß, auf dem Schwellenwagen mitfahren zu dürfen, und erhielt dieselbe von dem freundlichen Bauaufseher auch ohne Schwierigkeit. Wir machten es uns auf den Schwellen so bequem als es eben ging; ein Duzend Arbeiter saß neben uns auf und fort ging es den Berg hinan. Wenn der geneigte Leser etwa meint, es sei nun so schnell gegangen wie etwa zwischen Burgdorf und Bern, so täuscht er sich sehr. Langsam aber sicher ging es die steile Linie hinauf, die schon bald nach Wignau eine Steigung von 25% erreicht; statt voran zu fahren, leuchtete die Lokomotive stoßend hinten nach. Die Kammräder knarrten fest eingreifend in die Bahnstange, die eigentlich den ganzen Zug zu halten hat. Es ging langsam, so daß ein tüchtiger Fußgänger wohl für einige Zeit hätte Schritt halten können und ein junges Bütschchen, das ganz vorn saß, sprang auch oft vom Wagen ab um vor dem Zuge herlaufend die Mittelschiene von den Steinen und Holzsplittern zu reinigen, die an den Stellen, wo noch zu beiden Seiten gearbeitet wurde, heruntergefallen waren. Wir beklagten uns über die langsame Fahrt durchaus nicht; denn die Aussicht vom Wagen aus war wunderschön; vor uns lag der blaue vielarmige See und hinter ihm erhoben sich Berg an Berg, von leichten Nebeln umspielt die Schneehäupter der Berner- und Urneralpen. Plötzlich pfiß die

Lokomotive und wie durch Zauberwort gebannt hielt der Zug auf der schiefen Linie durch die treiflichen Bremsen festgehalten, die an der Lokomotive so wie am Wagen angebracht sind und die stark genug sind, den Zug an jeder Stelle augenblicklich zum Stehen zu bringen. Wir waren in den Tunnel eingefahren, der damals noch das Ende der Bahn bildete und hinter dem ein tiefes Tobel die Linie unterbrach. Jetzt führt eine lustige und doch solide Gitterbrücke mit starker Steigung und in kühnem Vogen über das Schnurtobel hinüber und die Bahn führt beim Kaltbade vorbei bis fast zum Stäffel hinauf und wird wohl bald bis zum höchsten Gipfel, dem Kulm hinauf fortgesetzt werden. Statt der Schwellenwagen, mit denen damals der Vote hinauf- und hinunter fuhr, fahren jetzt elegante omnibusartige Waggons mit einer keilsförmigen Unterlage über den Rädern, welche bewirkt, daß beim Hinauf- wie beim Hinunterfahren die Waggons immer wagrecht stehen.

Mancher wird wohl denken: Nun, hinauf mag es noch gehen; bergauf entrinnt der Nigischoli wohl ebenso wenig leicht, wie ein Roß vor einem schwergeladenen Wagen. Aber bergab! das hat eine andere Nase! wenn er da in Schuß käme, wäre es ein böses Dabeisein. Fehlgeschossen, lieber Leser! Der Zug bewegt sich bergab ebenso sicher und nicht schneller als bergauf und für die ganze Strecke der Bahn von circa 17000' braucht er in beiden Richtungen etwa eine Stunde. Gefahr ist nicht mehr vorhanden als bei jeder andern Bahn; das Material ist gut und zuverlässig, von der trefflichen Maschinenwerkstätte in Olten geliefert, deren Direktor Herr Nagenbach mit Doerst Näff in St. Gallen und Hrn. O. Zichofke in Aarau eigentlich der Gründer des ganzen großartigen Unternehmens ist. — Natürlich wird es auch bei der Nigibahn an kleinen Unfällen nicht fehlen und es sind deren wirklich schon ein paar vorgekommen, die natürlich von Führern und Pferdehaltern nach Kräften zu Ungunsten der Linie ausgebeutet werden; aber alle diese Unfälle waren ganz unbedeutend und weder die Passagiere noch das Bahnpersonal und das Material sind dabei zu Schaden gekommen. Der

ganze Zug befindet sich eben jeden Augenblick vollständig in den Händen des Zugführers und kann bei jedem Anschein von Gefahr augenblicklich gestellt werden. — Drum probir's nur, lieber Leser, wenn du Lust hast einmal vom Gipfel des Rigi weithin über unser schönes Vaterland hinauszublicken; wenn dich die Sehnsucht packt nach blauen Seen und weißen Schneebergen, nach braunen Felsen und grünen Weiden und Wäldern und wenn du zugleich eine der interessantesten und kühnsten Arbeiten sehen willst, welche die Schweiz aufzuweisen hat! Eine Fahrt auf der Rigibahn wird dich nicht gereuen.

Sie wird schon brummen.

„Die neue Glocke auf unserem Thurme gefällt mir gar nicht“, sagte eine Dame, „ihr Ton ist zu hell, er brummt nicht genug. Was meinst Du, Johann?“ „Lassen's gut sein, gnädige Frau, die Glocke ist jetzt noch jung, wenn sie so alt sein wird, wie die gnädige Frau, wird sie schon brummen.“

Ein amerikanischer Akrobat kündigt an, daß er auf einem nur fünf Linien breiten Seiltanze und so hoch springe, daß er sich zuweilen selbst in der Luft langweile.

Der Ton macht die Musik.

Sultan Bimbabum hatte geträumt, er verliere alle Zähne aus dem Munde. Er ließ einen Traumdeuter holen und befragte diesen, was von dem Traume zu halten sei. — „Ach, welch ein Unglück, Herr!“ rief der, „jeder verlorene Zahn bedeutet den Verlust eines Deiner Angehörigen!“ — „Wie, Du Hund!“, schrie wüthend der Sultan, „und das wagst Du mir zu sagen? Fort mit ihm! hundert Stockprügel sollen der Lohn für seine Deutung sein!“ Und

der arme Narr erhielt hundert Stockprügel. Darauf wurde ein anderer gerufen und befragt. „O welch ein Glück!“ rief der, „Heil ist unserm Herrn beschieden: alle seine Angehörigen wird er überleben!“ Da schmunzelte der Sultan ganz vergnügt und sprach mit vieler Güte: „Ich danke Dir, mein Freund; gehe sogleich zu meinem Schatzmeister und laß Dir hundert Goldstücke zahlen, Du hast sie wohl verdient.“ Als nun die Herren vom Hofe ganz erstaunt dem Traumdeuter heimlich sagten: „Du hast ja dasselbe gesprochen wie der Erste“, da erwiderte er mit schlaudem Lächeln: „Sagen kann man Alles: es kommt nur darauf an, wie man es sagt.“

Ein Rassen-Beamter, der für sein Bureau einen Hülfschreiber suchte, erließ in öffentlichen Blättern folgende Aufforderung: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, findet bei mir jeden Augenblick Beschäftigung.“ Bald nachher fand sich bei der Rassenrevision an Stelle eines 500 Thaler-Scheins ein Papier mit der zierlichen Inschrift: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, fand hier einen Augenblick Beschäftigung.“

Bei den letzten Assisen zu Carlow in Irland wurden zwei Straßenräuber von den Geschworenen freigesprochen. Nach beendeter Sitzung sagte Herr O'Gray, einer der Richter, zum Kerkermeister, der die beiden Angeklagten hinausführte: „Mr. Murphy, thun Sie mir den Gefallen und halten Sie diese beiden ehrenwerthen Gentlemen bis sieben Uhr in Verwahrung, denn ich gedenke um fünf Uhr nach Dublin abzureisen und möchte gern zwei Stunden Vorsprung haben.“

Die Internirten.

(Mit einer Abbildung.)

Wer Mittwoch, den 1. Februar die Straßen Berns durchwanderte, der hätte die alte Zähringerstadt kaum wieder erkannt. Nicht als ob etwa der Zeitglocken gezwängt und mit dem Räsichturm Platz gewechselt hätte; nein, Thürme und Häuser waren alle gleich wie bisher und schauten grau und ernst in die belebten Gassen hernieder. Aber die Leute waren anders geworden; da war nichts mehr von der stattlichen Berner-Ruhe und Kaltblütigkeit zu sehen. In den Lauben und auf den Gassen drängten sich die Leute in Gruppen zusammen. Alles war erregt. Wißt Ihr's schon? Wißt Ihr's schon? könnte es von allen Ecken, der Franzos ist im Land! Am dichtesten war das Gedränge an der Spitalgasse vor der Expedition des „Bund.“ Dicht geschaart, stoßend und drückend stand das Publikum da, mit erregten Gesichtern, harrend, ob nicht bald die Zeitung ausgegeben werde, das bange Gerücht zu bestätigen oder zu Nichte zu machen. Endlich ist die erste Nummer da; hundert Hälse recken sich um darin zu lesen und richtig, da steht es mit gesperrter Schrift: „Heute, den 1. Februar findet bei Pontarlier der Uebertritt des Restes der französischen Ostarmee auf Schweizerboden statt. General Herzog schätzt die Zahl der Uebertretenden auf 80,000 Mann. Der Bundesrath ist bereits mit Vertheilung derselben auf die Kantone beschäftigt.“

Die Sache war richtig. Von Pontarlier aus flüchtete sich die geschlagene Armee Bourbaks, von Kälte und Hunger zum Tode erschöpft, über Verrières und Orbe auf Schweizergebiet. Sie kam nicht als Feind, wie vor 73 Jahren die Armeen Schauenburgs und

Brunes. Wehrlos, halb zu Tode gehezt, ermattet und vor Kälte erstarrt suchte sie den Schutz des neutralen Bodens.

Am 15., 16. und 17. Januar hatte die französische Ostarmee unter Bourbaki verzweifelte Anstrengungen gemacht, die Stellung der Deutschen an der Visaine zu durchbrechen, die Festung Belfort zu entsetzen und dann durch das Süd-Elsas über den Rhein in Deutschland einzufallen. Trotz aller Tapferkeit mißlang der Versuch. Bourbakis bunt zusammengewürfelte, schlecht geübte, schlecht gekleidete und genährte Truppen vermochten den eisernen Zirkel nicht zu zerreißen, den General v. Werder um Belfort gezogen hatte. Von da an war das Schicksal der französischen Ost-Armee besiegelt. Muthlos und gebrochen zog sie sich zurück, von den Deutschen unablässig verfolgt. An Widerstand war kaum mehr zu denken; es fehlte an Allem, an Kleidung und Nahrung für die Menschen, an Futter für die Pferde. Der Rückweg über Besançon nach Lyon war abgeschnitten. Nur ein Ausweg blieb, die Schweizergrenze und dieser zu schleppen sich nun die gebrochenen französischen Kolonnen. Der Bundesrath hatte kurz vorher, den Uebertritt voraussehend, den Befehl erlassen, in den Grenzorten Vorräthe von Lebensmitteln anzusammeln. General Herzog ließ die Schweizertruppen, die hauptsächlich im Berner Jura aufgestellt gewesen waren, in Eilmärschen durch die schneebedeckten Jurathäler gegen das Traversenthal marschiren. Und Eile that noth. Bourbaki hatte am 24. Januar sein Commando an den General Clinchant abgetreten und gleich nachher versucht, sich zu entleiben. Am 28. Januar stand die Ostarmee um Pontarlier concentrirt. Von dem Waffenstillstand, der an diesem Tage zu Paris

geschlossen wurde, waren Belfort und die Truppen Clinchant ausgeschlossen; die Armee war im schlechtesten Zustande; die Truppen entmuthigt und erschöpft. Den rastlosen Angriffen der Deutschen vermochten sie kaum mehr Widerstand zu leisten. Mit solchen Truppen war es unmöglich, sich durchzuschlagen, und so schloß denn am Morgen des 1. Februar General Clinchant mit General Herzog den Vertrag ab, dem zufolge die französische Ost-Armee auf schweizerisches Gebiet übertreten, beim Uebertritt die Waffen ablegen und sich den Befehlen der schweizerischen Behörden unterwerfen sollte. Nur einigen kleinen Colonnen gelang es, über die überschneiten Jura-höhen, ohne schweizerisches Gebiet zu berühren, sich nach Süden zurück zu ziehen.

Uns Schweizern ging es wohl, daß der Winter Berg und Thal unwegsam gemacht hatte und daß die französische Armee so müde und entmuthigt war. Wäre es Sommer gewesen und wären die 85000 Mann Franzosen noch kampffähig gewesen, sie hätten sich wohl nicht so willig von dem kleinen Schweizerheere entwaffnen lassen. So aber waren die Schweizertruppen, die an der Grenze standen, wohl im Stande, die Waffenabgabe nöthigenfalls zu erzwingen.

Raum war der Vertrag abgeschlossen, als auch schon die französischen Truppen in 4 Colonnen über Verrières, das Jougnehal und St. Croix ihren Rückzug in die Schweiz begannen. Die Hauptmasse, namentlich die ganze Artillerie und der Train, kam über Verrières. Hart an der Grenze stand das Berner bataillon 18 und diesem fiel zunächst die Aufgabe zu, die Franzosen zu entwaffnen. In unabsehbaren Zügen rückte das geschlagene Heer an und bald thürmten sich die abgelegten Waffen zu Bergen an. Zerlumpt

und zerrissen, halberfroren, halbverhungert, bleich, mit eingefallenen Wangen und tief-liegenden Augen überschritten die sonst so schmucken französischen Soldaten die Grenze der Schweiz. Ein Jammerbild, wie es sich damals zu Verrières darbot, wird Jedem unvergeßlich sein, der Zeuge desselben war und, wills Gott, wird es sich nie mehr wiederholen. Die abgemagerten Pferde vermochten kaum mehr ihre Fuhrwerke nachzuschleppen. Mähne und Schweif waren bei vielen weg-gefressen; sogar Kanonenräder wurden von den hungrigen Thieren angenagt und alle Bäume der Straße nach von ihrer Rinde entblößt. Daß da die schweizerische Milithätigkeit ein weites Arbeitsfeld fand, läßt sich wohl denken, und sie hat sich auch in dieser Zeit der schweren Noth bewährt. Alles, Alt und Jung, Reich und Arm, legte Hand an, den Unglücklichen Hülfe zu bringen und bald gelang es auch den vereinten Anstrengungen, wenigstens dem schreidendsten Elende abzuhe-len. Der Bote hat letzter Tage ein Gemälde gesehen, gemalt von unserm Landsmanne, dem berühmten Maler Anker von Ins: in einem Stall liegen auf Stroh gebettet ein paar müde, erschöpfte Internirte, die einen im tiefen Schlaf der Ermattung, die andern, denen das Elend aus den bleichen Wangen, den eingefallenen Augen heraussteht, noch wach. Ein junges, hübsches Berner-Meitsch, das Raffekacheli in der einen, den Köstlieller auf der andern Hand kniet bei einem der Soldaten und führt ihm die Tasse an die bleichen Lippen. Tiefbewegt schaut der Altti zu, wäh-rend das Muetti mit der stattlichen Kanne und dem Milchhasen nur darauf zu warten scheint, frisch nachgießen zu können. Ein kleineres Mädchen hält das stattliche Brod und ein Bübchen von vielleicht 5 Jahren,

am Rock der Mutter sich festhaltend, sieht mit glustigen Augen einen Prachtapfel an, den er gerne den armen Leuten schenken möchte, und der es doch wieder halb reut. Nun, der Kampf wird wohl bald entschieden gewesen sein und das Bübchen hat sich wohl ohne Apfel beholfen. Solche Scenen, wie sie uns Anker in diesem Gemälde mit ergreifender Wahrheit vor die Augen geführt hat, hätte man wohl damals zu Hunderten und Tausenden beobachten können. Die Noth war groß, aber die Hülfswilligkeit ebenfalls. Im Ganzen traten von der Armee Clinchants 85000 Mann mit 11000 Pferden und 202 Geschützen in die Schweiz über. Es war keine kleine Sache, diese Menge zu vertheilen, besonders da man die Grenzkantone aus selbstverständlichen Gründen so viel als möglich verschonen mußte. Schon am 1. Febr. wurde die Vertheilung festgestellt und zwar sollten Zürich 10,000, Bern 20,000, Luzern 5000 und Aargau 8800 Mann und die übrigen Kantone den Rest bekommen. Die 20000 Mann des Kantons Bern sollten so viel als möglich in öffentlichen Gebäuden untergebracht werden. Auf die Stadt Bern kamen 4000 Mann, auf Thun 4000, auf Interlaken 2000, auf Burgdorf 1000, auf Brienz, Narwangen, Langenthal, Meiringen, Herzogenbuchsee, Wangen, Büren, Nydau, Narberg, Langnau, Signau, Münsingen und Sumiswald je 500. Daß an dieser Vertheilung nicht streng festgehalten werden konnte, versteht sich von selbst. Hier gab es mehr, dort weniger, je nach Umständen. Sechs Wochen lang waren die Franzosen unsere unfreiwilligen Gäste und die Schweizer können ihnen das Zeugniß geben, daß sie sich, einige Ausnahmen abgerechnet, recht ordentlich aufgeführt haben. Weniger

zufrieden war man mit den Offizieren, die sich um ihre Soldaten gar nichts kümmerten, namentlich im Anfang es sich wohl sein ließen, während ihre Soldaten im elendesten Zustande sich befanden. Auch die leidige Zürcher-geschichte verdanken wir zum Theil diesen Herren, die eben zu meinen schienen, der Offizier sei zu nichts anderem da, als Epauletten zu tragen, hochmüthig aufzutreten und den Mädchen nachzulaufen. Daß es aber auch unter den Offizieren viele ehrenwerthe Ausnahmen gab, versteht sich von selbst. Sechs Wochen hatte man die Franzosen gehütet und manchem braven Reservisten, der den Wachtdienst bei den Internirten zu versehen hatte, sing die Zeit wohl an lang zu werden, als endlich, nachdem am 2. März der Friede war geschlossen worden, unsere Gäste wieder den Rückweg antraten. In der zweiten Hälfte des März war die Schweiz wieder von den Franzosen geräumt und nur in den Gefängnissen und den Spitälern blieben noch einige hundert Störenfriede und Kranke zurück. Das Kriegsmaterial aber, das dem Heere beim Einzug abgenommen worden war, blieb in der Schweiz und wird hier bleiben, bis Frankreich die Kosten der Internirung, die sich auf 15 Millionen belaufen, zurückerstattet haben wird. Schon hat nun diese Rückerstattung begonnen und in Kurzem wird wohl auch der französische Artilleriepark von Colombier wieder seinen Weg über die Grenze antreten. Wir aber rufen unsern Februargästen ein herzliches Lebewohl zu! Sie waren ungebetene, aber nicht unordentliche Gäste; wir haben sie und sie uns besser kennen gelernt. Wohl uns, wenn wir auch von ihnen gelernt haben, wohin Eitelkeit und Hochmuth, Unwissenheit und Undisciplin auch ein sonst wackeres Volk führen können!

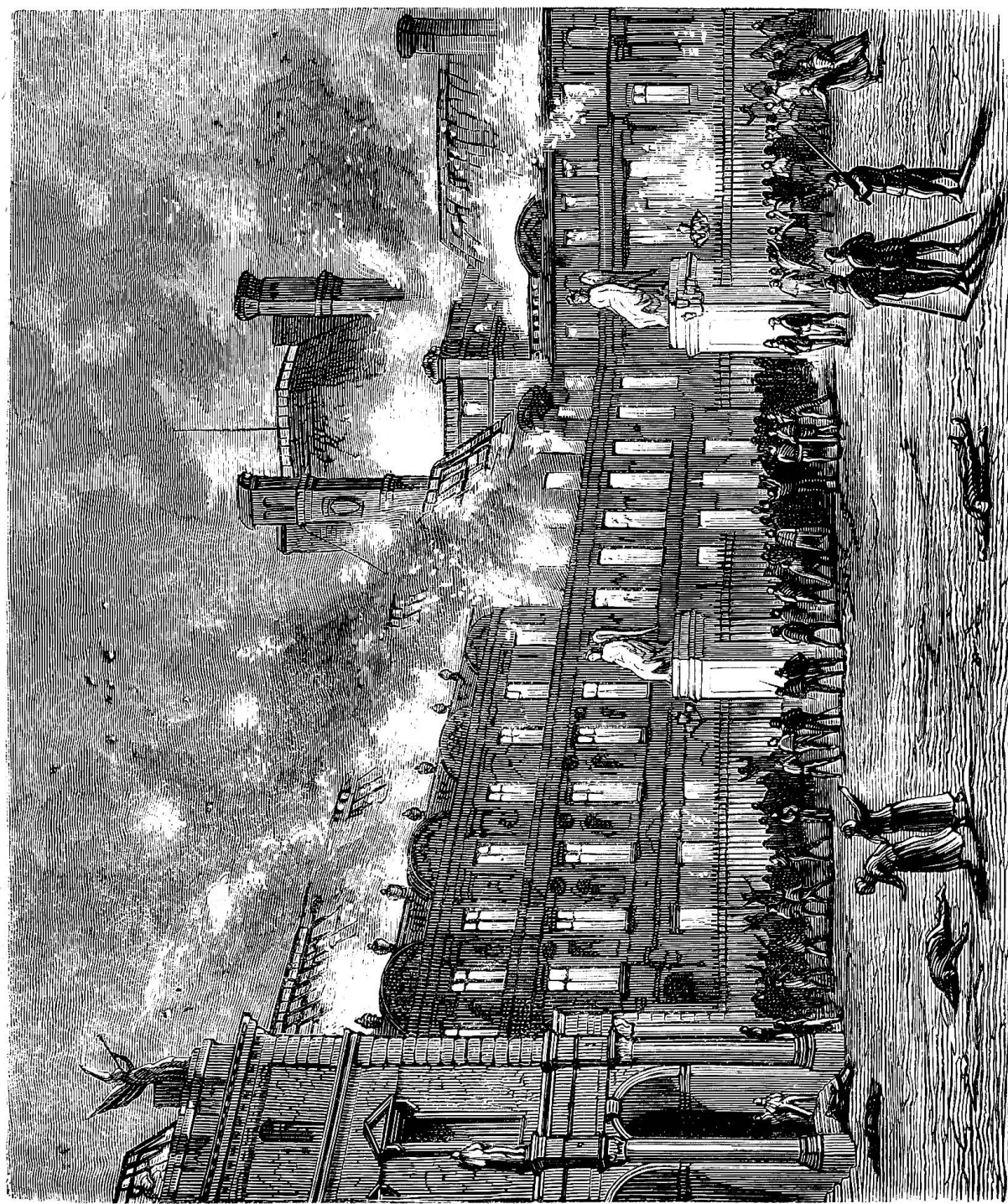
Der Brand der Tuilleries.

(Mit einer Abbildung.)

Am 2. März 1871 war zu Versailles der Friede geschlossen worden, welcher dem blutigen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich ein Ende machen sollte. Frankreich war besiegt; seine Hauptstadt war in der Gewalt des Feindes, sein letztes Heer hatte auf Schweizerboden eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden. Man hätte erwarten sollen, daß, als der Friede mit dem äußern Feinde besiegelt war, sich alle Parteien in Frankreich die Hände reichen würden, um durch gemeinsames Wirken die Wunden zu heilen, die der Krieg dem armen Lande geschlagen. Leider war dem nicht so. Kaum war der Friede mit Deutschland geschlossen, so entbrannte schon der Bürgerkrieg. In Paris erhob sich die Fahne des Aufbruchs gegen die französische Regierung, welche, den alten Staatsmann Thiers an der Spitze, in Versailles ihren Sitz hatte. Schon während der Belagerung durch die Deutschen hatten die Bewohner einiger Vorstädte sich störrisch gegen die Regierung der Nationalverteidigung gezeigt und hatten sogar einmal für ein paar Stunden die Mitglieder derselben gefangen gesetzt, bis die treugebliebenen Nationalgarden die Meuterer auseinandertrieben. Als die Deutschen nach der Capitulation in die Stadt einrückten, hatten sich die Nationalgarden jener Vorstädte, die Arbeiter von Montmartre, Belleville und Billette einer großen Zahl von Kanonen bemächtigt, und sich damit auf dem hochgelegenen Montmartre verschanzt. Die Befehle der Regierung in Versailles erkannten sie nicht an und als am 18. Mai General Vinoy es versuchte, die Geschütze wieder in die Hand der Truppen zu bringen, mißlang der Versuch, viele Truppen gingen zu den Aufständischen über und zwei Generäle, Thomas und Vecomte, wurden von diesen ergriffen und ermordet. Aus der Mitte der Auführer bildete sich nun eine eigene Regierung für Paris, eine Art Sonderbund, gegen die Versailler Regierung gerichtet, die sogenannte Commune oder Gemeinde.

Ganz ohne scheinbare Berechtigung war die

Commune nicht; sie schrieb auf ihre Fahnen die Gemeindefreiheit, das Recht, die Beamten der Stadt selbst zu wählen, die Ortsangelegenheiten selbst zu ordnen, ein Recht, das sich für uns Schweizer ganz von selbst zu verstehen scheint, das aber von der Nationalversammlung in Versailles aus übelberathener Vorsicht allen Städten von mehr als 2000 Einwohnern verweigert wurde. Aber die Gemeindefreiheit war für die Aufständischen nur der glänzende Anhängeschild; sie verlangten Freiheit von Ordnung und Gesetz, Freiheit für ihre Gelüste und ihren Haß; ihre Freiheit war Bügellosigkeit. Mit Mord hatte am 18. Mai die Commune angefangen, mit Raub, Mord und Brand fuhr sie fort. Wer sich in Paris nicht ihr anschloß, wurde der Ermordung preisgegeben; wer es wagte, seine Meinung frei zu äußern, wurde von den neuen Freiheitsaposteln durch Pulver und Blei zur Ruhe gebracht. Die Anhänger der Commune waren in Paris selbst in der Minderheit und man hätte glauben sollen, die Freunde der Ordnung sollten für sich selbst stark genug sein, die Meuterer unschädlich zu machen. Aber die Meuterer waren entschlossene Männer; zu verlieren hatten sie Nichts, zu gewinnen Alles; ihre Gegner dagegen waren unentschlossen, zerstreut, durch die Regierung des Kaiserreichs jeder selbstständigen Handlung in politischen Dingen entwöhnt, schüchtern und furchtsam, machten die Faust nur im Sack und fügten sich dem, was die energische Commune über sie verhängte, wenn auch mit Widerwillen, doch ohne Widerstreben. So kam es, daß Paris von Versailles aus zum zweiten Male belagert wurde und zwar diesmal von den Franzosen selbst. Bei der Belagerung durch die Deutschen hatte ganz Frankreich geschrien über die Barbarei des Feindes, der es wagte, die heilige Stadt der Franzosen zu beschießen. Die Franzosen selbst mißhandelten Paris ärger, als es die Deutschen je gethan hatten. Mac Mahon hatte das Commando über die Regierungstruppen übernommen; langsam, Schritt für Schritt, rückte er unter beständigen Kämpfen der Stadt näher, bis es ihm endlich am 22. Mai gelang, in Paris einzudringen.



Der Brand der Tuileries in Paris.

Mit dem Eindringen war aber die Sache nicht gemacht; nun erst entspann sich der erbitterte Kampf; Straße für Straße, Haus für Haus mußte gestürmt werden. In das Donnern der Kanonen, das Knattern der Gewehre, mischte sich das Geheul der Sturmglocken, das Geschrei der Weiber und Kinder. Ganze Straßen, von den Communisten angezündet, loderten in Flammen auf; mit dem Pulverdampf wallte der Rauch der Feuersbrunst zum Himmel auf; Frankreichs stolze Paläste, die Tuileries, das Palais Royal, das weltberühmte Rathhaus, der Justizpalast u. s. w. gingen, durch die Mordbrenner der Commune mit Petroleum angezündet, in Flammen auf. Es war, als ob über die unglückliche Stadt alle Teufel der Hölle losgelassen wären. Bis zum 27. Mai dauerte der erbitterte Kampf, der Paris und Frankreich mehr geschadet hat, als der ganze Krieg mit Deutschland. Am 27. endlich waren die letzten Stellungen der Insurgenten gestürmt und mehr als 30,000 Gefangene befanden sich in der Gewalt der Truppen, die allerdings in der Hitze des Kampfes auch nicht glimpflich mit ihren Gegnern umgingen.

Es war ein bunt zusammengewürfeltes Corps, das Paris bis dahin gegen die Franzosen vertheidigt hatte. Ein Theil der Communisten mochte wohl aus irregeleiteten, überspannten aber ehrlichen Republikanern bestehen, der größte Theil aber bestand aus vaterlandslosem Gesindel aus aller Herren Ländern, denen jede Gelegenheit zu Raub und Mord willkommen war, aus sogenannten Arbeitern der Internationalen Gesellschaft, dieses Krebseschadens unserer heutigen socialen Zustände, überhaupt aus Leuten, denen nichts so zuwider war, wie Arbeit und Ordnung, nichts so lieb, wie Bügellosigkeit und Faulenzen, und die, um zu ihrem irdischen Paradies zu gelangen — an ein himmlisches glauben sie schon lange nicht mehr — kein Mittel, selbst Raub, Mord und Brand nicht verschmähen. Das war die Bande, die während 10 Wochen mit Schrecken über Paris geherrscht hatte; die im Namen der Freiheit unschuldige Geißeln, wie den Erzbischof von Paris ermordete, die öffentlichen Kassen plünderte, die Frei-

heit der Presse, der offenen Meinungsäußerung unterdrückte, die herrlichsten Gebäude, den Stolz der Stadt und des Landes den Flammen übergab. Die Häupter der Commune, die Assy, Felix Pyat, Grouffet u. waren fast lauter anrüchige Personen, die seiner Zeit dem verrotteten Kaiserreiche als Spione gedient hatten; nur selten fand sich unter ihnen ein ehrlicher, aber hirnverbrannter Mann, wie Delescluze. Jetzt harren die Meisten von Ihnen in Versailles des Spruches des Kriegsgerichtes, das über die Mordbrennerbande zu urtheilen hat.

Das Bild, das der Vöte seinen werthen Lesern bietet, stellt den Brand des Tuilerienpalastes dar, der seit Napoleon dem I. die Hauptresidenz der Herrscher Frankreichs gewesen ist; ein Palast, mehr durch seine ungeheure Größe, als durch seine Schönheit ausgezeichnet, durch Napoleon III. noch bedeutend verschönert und erweitert. Er hat viele Herrscher gesehen, dieser Palast. Im Jahre 1564 ließ ihn die Königin Katharina von Medicis durch den berühmten Baumeister Delorme errichten, auf einem Plage, wo sonst Ziegelhütten gestanden hatten. (Tuileries = Ziegelhütten.)

Den frühern Königen diente der Palast nur hie und da als Stadtresidenz; erst Napoleon I. nahm darin seinen ständigen Wohnsitz; ihm folgten hintereinander Ludwig XVIII., Karl X., Louis Philipp, die Republik von 1848, die den Palast in ein Asyl umwandeln wollte, Napoleon III., die Republik von 1870 und die Commune von 1871, unter deren Herrschaft er in Flammen aufging. Für uns Schweizer sind die Tuileries interessant durch ihre tapfere Vertheidigung im Jahre 1792, wo die französischen Schweizergarden, ihrem Eide und ihrer Ehre getreu, den Palast gegen die aufständischen Pariser fast bis auf den letzten Mann vertheidigten. Sie hatten dem König Ludwig XVI., der später auf dem Schaffot für die Lasten seiner Vorgänger büßen mußte, den Eid der Treue geleistet und diese Treue haben sie mannlich bewahrt, wie es Schweizern geziemt. Die Zeit ist eine andere geworden und andere Ideen sind in's Land gekommen; es gilt mit Recht der Grundsatz, es ziemt dem Schweizer, nur

dem eigenen Lande, nicht einem fremden Fürsten zu dienen; aber die Treue, die damals die Schweizer in den Tuilerien bewiesen haben, wird für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild sein, und wohl unserm Lande, wenn es immer so treue, tapferer Herzen zu seiner Vertheidigung findet, wie damals die Tuilerien!

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1870—1871.

1870. Schweizerische Eidgenossenschaft.

Juni 24. In Berlin wird von den Vertretern der drei Staaten Schweiz, Norddeutscher Bund und Italien, Oberst Hammer, Graf Bismark und dem italienischen Gesandten de Launay der Gotthardvertrag unterzeichnet.

Juli 4. Eröffnung der Bundesversammlung. Zum Präsidenten des Nationalrathes wird Anderwert von Thurgau, zu dem des Ständerathes Oberst Stöcker von Luzern gewählt. Das wichtigste Traktandum ist der Gotthardvertrag, der am 13. vom Ständerath und am 22. vom Nationalrathe genehmigt wird.

Juli 15. Angesichts der drohenden Kriegsgefahr beschließt der Bundesrath, zum Schutz der schweizerischen Neutralität die Divisionen I., II., VI., VII. und IX. aufzubieten.

Juli 19. Zum General wird von der Bundesversammlung Oberst Herzog von Aarau, zum Stabschef Oberst Paravicini von Basel gewählt.

September 8. Zum Beistand für die unglückliche Einwohnerschaft der belagerten Stadt Straßburg begibt sich eine schweizerische Abordnung, die Herren Bischof von Basel, Oberst v. Büren von Bern, Römer von Zürich nach Straßburg und es gelingt ihnen, 1400 Straßburgern die Flucht in die Schweiz zu ermöglichen.

Okt. 31. Ueberschwemmungen im Berner Oberlande, in den Waadtländer- und Geyserbergen etc.

Dezember 1. Volkszählung in der Schweiz: 2,670,000 Einwohner.

Dez. 5. Eröffnung der Bundesversammlung. Zum Bundespräsidenten wird Dr. Schenk, zum Vizepräsidenten Welti gewählt. Die wichtigsten Traktanden sind das Budget, die Handhabung der Neutralität und die Bundesrevision.

1871. Jan. 17. Da der Krieg sich unsern Grenzen wieder näher zieht, so werden rasch nach einander die IV., V. und VI. Division zum Grenzschutz aufgeboten.

Febr. 1. Uebertritt der französischen Ostarmee, Entwaffnung und Internirung derselben; siehe den Artikel: „die Internirten.“

März 3. Explosion im Arsenal zu Morges; ein Theil der französischen Munition, die dort aufbewahrt wurde, stieg Feuer und zerstörte durch seine Explosion den größten Theil des Kriegsmaterials und das Schloß von Morges. Mehrere Menschenleben zu beklagen.

März 9.—11. Krawall in Zürich. Die Deutschen beabsichtigten ein Friedensfest zu feiern, wurden aber daran durch eine Anzahl französischer Offiziere und einheimischer Franzosenfreunde gehindert. Viele Excesse fielen vor und es bedurfte der Anwendung von militärischen Maßregeln, um dem Krawall ein Ende zu machen.

März 9.—31. Rückkehr der Internirten nach Frankreich.

März 22. Eisenbahnunfall bei Colombier. 20 Internirte todt, 70 verwundet.

Mai 7. An diesem Tage finden in mehreren Kantonen die Groß- oder Kantonsrathswahlen statt; in Luzern siegen dabei die Konservativen, in Neuenburg und Solothurn die Liberalen.

Mai 21. Eröffnung der Rigibahn.

Deutschland.

1870. Dezember 6. Der König von Bayern bietet im Namen aller deutschen Staaten dem König Wilhelm I. von Preußen die deutsche Kaiserkrone an. Sie wird von demselben angenommen. Die süddeutschen Staaten schließen sich an den norddeutschen Bund an; alle deutschen Staaten bilden von nun an zusammen das

deutsche Reich, dessen Kaisermürde in dem preussischen Königshause erblich ist. So ward nach 65jähriger Unterbrechung die deutsche Kaiserkrone wieder aufgerichtet.

Dezember 12. Preußen erklärt die Neutralität Luxemburgs wegen ihrer mangelhaften Handhabung nicht mehr anerkennen zu wollen.

1871. März 17. Döllinger, das Haupt der Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit, wird vom Erzbischof von München excommunicirt. Trotzdem macht die katholische Bewegung gegen dieses Dogma immer mehr Fortschritte in Deutschland, Oestreich und der Schweiz.

Mai 10. In Frankfurt am Main wird von Bismarck und Jules Favre der definitive Friede zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich abgeschlossen.

Frankreich.

1871. Febr. 8. Nach dem Waffenstillstand vom 28. Januar werden in ganz Frankreich Wahlen für die Nationalversammlung getroffen. Die Friedenspartei erhält dabei die Oberhand.

März 10. Die Nationalversammlung beschließt ihren Sitz von Bordeaux nach Versailles zu verlegen. Thiers tritt an die Spitze der Regierung.

März 18. Ausbruch der Revolution in Paris. (Siehe Brand der Tuilerien.)

März 18.—Mai 22. Kämpfe in den Vorstädten von Paris zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen.

Mai 22. Einmarsch der Truppen.

Mai 22.—29. Straßenkampf und Zerstörung der Stadt. Feuersbrunst. Ermordung der Geißeln. Ende des Aufstandes.

Oestreich.

1870. Juli 30. In Folge der Proklamation der Unfehlbarkeit des Papstes sagt sich Oestreich von seinem Concordat mit Rom los.

1871. Febr. 13.—15. Ueberschwemmungen in Wien.

April 7. Tod des österreichischen Admirals Tegethoff, des Siegers von Lissa

Italien.

1870. Juli 18. Das vatikanische Concil zu Rom erklärt mit 522 gegen 2 Stimmen die Unfehlbarkeit des Papstes zum Glaubensartikel.

Sept. 11. 60,000 Mann italienische Truppen rücken unter General Cadorna in den Kirchenstaat ein und besetzen nach kurzem Widerstande Rom am 20. September.

Okt. 2. Die Bevölkerung Roms beschließt mit ungeheurer Mehrheit Anschluß an Italien.

Spanien.

1870. Nov. 16. Die spanischen Cortes wählen den savoyischen Prinzen Herzog Ama-deus von Aosta zum König.

Dez. 28. Ermordung des Generals Prim, des Führers der spanischen Revolution.

Rußland.

1870. Nov. 12. Rußland zeigt an, daß es sich durch den Pariser Vertrag von 1856, der ihm einige Machtbeschränkungen auferlegte, nicht mehr gebunden erachte. Nach vielem Hin- und Herreden der Diplomaten wird die Frage, die leicht hätte einen orientalischen Krieg herbeirufen können, auf einer Konferenz in London gütlich beigelegt.

1871. April 15. Judenverfolgung in Odessa. Unter dem Vorwande, die Juden haben den christlichen Gottesdienst entweiht, durchziehen wüste Pöbelhaufen plündernd und mordend 3 Tage lang die Stadt, bis endlich die Truppen des Aufstandes Meister werden.

Schlußwort.

D's alt Jahr ist ume; d's neue chunnt.
S'bringt wäger mängi schwäri Stund.
Doch Freud und Glück ist o derby;
S'ist so zu alle Zyte gsy.
Geng Sunneschyn wär o nit guet.
Mir stelle us i Gottes Huet;
Wenn er us hilft i Leid und G'fahr,
Gits doch es guets, glückhaftigs Jahr.